

CHRISTIAN KRACHT

IMPERIUM

Roman

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2012

© 2012, Verlag Klepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung und -motiv: © Dominik Monheim
Gesetzt aus der Perpetua
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-462-04131-6

Für Hope

Grave et religieux il reprend sa calme attitude:
il demeure— symbole qui grandit — et, penché
sur l'apparence du Monde, sent vaguement en lui,
résorbées, les générations humaines qui passent.

Andre Gide

Naked people have little or no influence on society.

Mark Twain

ERSTER TEIL

Unter den langen weißen Wolken, unter der prächtigen Sonne, unter dem hellen Firmament, da war erst ein langgedehntes Tuten zu hören, dann rief die Schiffsglocke eindringlich zum Mittag, und ein malayischer Boy schritt sanftfüßig und leise das Oberdeck ab, um jene Passagiere mit behutsamem Schulterdruck aufzuwecken, die gleich nach dem üppigen Frühstück wieder eingeschlafen waren. Der Norddeutsche Lloyd, Gott verfluche ihn, sorgte jeden Morgen, reiste man denn in der ersten Klasse, durch das Können langbezopfter chinesischer Köche für herrliche Alphonso-Mangos aus Ceylon, der Länge nach aufgeschnitten und kunstvoll arrangiert, für Spiegeleier mit Speck, dazu scharfeingelegte Hühnerbrust, Garnelen, aromatischen Reis und ein kräftiges englisches Porter Bier. Gerade der Genuß des letzteren schuf unter den rückreisenden Pflanzern, die sich — in das weiße Flanell ihrer Zunft gekleidet — auf den Liegestühlen des Ober-

decks der Prinz Waldemar eher hingeflegt als anständig schlafen gelegt hatten, für eine überaus flegelhafte, fast liederliche Erscheinung. Die Knöpfe ihrer am Latz offenen Hosen hingen an Fäden lose herab, Soßenflecken safrangelber Curries überzogen ihre Westen. Es war ganz und gar nicht auszuhalten. Bläßliche, borstige, vulgäre, ihrer Erscheinung nach an Erdferkel erinnernde Deutsche lagen dort und erwachten langsam aus ihrem Verdauungsschlaf, Deutsche auf dem Welt-Zenit ihres Einflusses.

So oder so ähnlich dachte der junge August Engelhardt, während er die dünnen Beine übereinanderschlug, einige imaginäre Krümel mit dem Handrücken von seinem Gewand wischte und grimmig über die Reling auf das ölige, glatte Meer hinaussah. Fregattvögel begleiteten links und rechts das Schiff, nie war es weiter weg von Land als hundert Seemeilen. Auf und ab tauchten sie, diese großen, schwalbenschwanzähnlichen Jäger, deren vollendetes Flugspiel und kuriose Beutemanöver jeder Südseefahrer liebte. Auch Engelhardt begeisterte sich für die Vögel des Pazifischen Ozeans, insbesondere für den Glockenhonigfresser *anthornis melanura*, früher, als Bub, hatte er sie und ihr herrliches, ausladendes, in der Glutsonne seiner kindlichen Imagination schimmerndes Gefieder stundenlang in den Folianten untersucht, mit den kleinen Fingern über ihre Schnäbel fahrend, über ihre bunten Federn.

Nun aber, da Engelhardt tatsächlich unter ihrem Flügelschlag fuhr, hatte er keine Augen mehr für sie, nur für die dickleibigen Pflanzer, die — lange schon unbehandelte, tertiäre Syphilis in sich tragend — jetzt zurückkehrten auf ihre Plantagen und über den trocken und ermüdend geschriebenen Artikeln in *Der Tropenpflanzer* oder der *Deutschen Kolonialzeitung* eingeschlafen waren und nun schmatzend träumten von barbuisigen dunkelbraunen Negermädchen.

Das Wort *Pflanzer* traf es nicht richtig, denn dieser Begriff setzte Würde voraus, eine kundige Beschäftigung mit der Natur und dem hehren Wunder des Wachstums, nein, man mußte im eigentlichen Sinne von *Verwaltern* sprechen, denn exakt das waren sie, Verwalter des vermeintlichen Fortschritts, diese Philister mit ihren gestutzten, in der Berliner oder Münchener Mode von vor drei Jahren gehaltenen Schnurrbärten unter rotgeäderten Nasenflügeln, die ihrerseits bei jedem Ausatmen heftig zitterten, und mit den darunter gelegenen, flatternden, schwammigen Lippen, an denen Speichelbläschen hingen, als würden diese, könnten sie sich nur von ihrem labialen Klebezustand befreien, sich von selbst in die Lüfte begeben, wie die schwebenden Seifenblasen eines Kinderspieles.

Die Pflanzer wiederum lugten unter den Augenlidern hervor und sahen dort, etwas abseits, ein zitterndes, kaum fünfundzwanzig Jahre altes Nervenbündel

mit den melancholischen Augen eines Salamanders sitzen, dünn, schwächlich, langhaarig, ein eierschalenfarbenes, formloses Gewand tragend, mit langem Bart, dessen Ende unruhig über den kragenlosen Kittel strich, und man fragte sich wohl kurz, was es mit diesem Manne auf sich hatte, der bei jedem zweiten Frühstück, ja selbst bei jedem Lunch in einer Ecke des Salons der zweiten Klasse saß, alleine an einem Tisch vor einem Glas Saft, eine halbe Tropenfrucht sorgsam zerteilend, dann zum Dessert eine kartonierte Verpackung öffnete und daraus in ein Wasserglas etwas braunen, pudrigen Staub löffelte, der allem Anschein nach aus pulverisierter Erde bestand. Und diesen Erdpudding auch noch aß! Wie exaltiert! Ein Prediger höchstwahrscheinlich, anämisch offensichtlich, lebensuntauglich. Aber doch im Grunde uninteressant. Und vor allem müßig, weiter darüber nachzudenken. Man gab ihm im Geiste ein Jahr im Pazifik, schüttelte den Kopf, schloß die spaltbreit geöffneten Augenlider und schlief, Unverständliches murmelnd, wieder ein.

Das laut vernehmliche, knarrende Schnarchen begleitete das deutsche Schiff an den amerikanischen Philippinen vorbei, durch die Straße von Luzon (man fuhr Manila nicht an, denn es herrschte Unsicherheit, ob der Krieg, der die Kolonie erfaßt hatte, sich noch zum Guten wenden würde), durch die Gewässer des unendlich groß erscheinenden Territoriums Nie-

derländisch-Indiens und schließlich ins Schutzgebiet selbst.

Nein, wie er sie verabscheute. Nein, nein und nochmals nein. Engelhardt schlug Schlickeysens Standardwerk *Obst und Brot* auf und zu und wieder auf, versuchte vergebens, einige Absätze zu lesen, und machte sich am Rande einer Seite mittels eines Bleistiftstummels, den er stets in der Gewandtasche bei sich führte, einige Notizen, die er selbst, kaum hatte er sie geschrieben, schon nicht mehr entziffern konnte.

Das Schiff schlingerte ruhig unter wolkenlosem Himmel dahin. Einmal sah Engelhardt in der Ferne ein Rudel Delphine, doch kaum hatte er sich vom Schiffsmeister ein Fernglas geliehen, waren sie schon wieder abgetaucht in die unergründlichen Tiefen der See. Bald war das schmucke Eiland von Palau erreicht, die Postsäcke übergeben und wieder verlassen. Beim nächsten kurzen Halt, in Yap, näherten sich zögerlich einige Auslegerkanus dem großen Schiff, es wurden Schweinehälften und Yamswurzeln zum Kauf angeboten, aber weder die Passagiere noch die Besatzung zeigten auch nur das geringste Interesse an den feilgebotenen Waren, beim Abdrehen indes wurde ein Kanu vom Strudel der Schrauben erfaßt und gegen die Bordwand gedrückt. Der Insulaner rettete sich durch einen Sprung ins Meer, das Kanu aber zerbarst in zwei Teile, und die Eßwaren, eben noch von braunen Händen zum Him-

melemporgehalten, schlingerten nun im schäumenden Wasser, und Engelhardt, der, Schlickeysens Buch mit einer Hand umklammernd, sich weit hinaus über die Brüstung lehnte und hinuntersah, erschauerte ob des Anblicks einer Schweinehälfte, die, zuerst schwimmend, an der Seite noch mit blutigen Sehnen behangen, dann langsam hinab in die indigoblaue Tiefe des Ozeans sank.

Die Prinz Waldemar war ein rüstiger, moderner Dampfer von dreitausend Tonnen, der, alle zwölf Wochen von Hong Kong kommend, den Stillen Ozean Richtung Sydney durchquerte und dabei das Deutsche Schutzgebiet, namentlich Neupommern, anfuhr, dort die Gazellen-Halbinsel, die neue, in der Blanchebucht gelegene Hauptstadt Herbertshöhe (und daselbst einen seiner beiden Anlegekais), deren gut befahrbares Becken aus einer optimistischen Laune heraus als Hafen bezeichnet wurde.

Herbertshöhe war nicht Singapore, es bestand im wesentlichen aus jenen zwei Holzanlegern, ein paar sich kreuzenden, breiten Alleen, an denen, je nach Betrachtungsweise als imposant oder weniger anzusehen, die Faktoreien von Forsayth, von Hernsheim & Co und Burns Philp errichtet worden waren. Dann gab es noch ein größeres Gebäude, jenes der in Yap und auf Palau mit Guano handelnden Jaluit-Gesellschaft, eine Polizeistation, eine Kirche mitsamt ihrem über-

aus pittoresken Friedhof, das Hotel Fürst Bismarck, das konkurrierende Hotel Deutscher Hof, eine Hafenmeisterei, zwei oder drei Tavernen, ein nicht der Rede werttes Chinatown, einen Deutschen Klub, eine kleine Klinik unter der fürsorglichen Aufsicht der Doktoren Wind und Hagen und den Gouverneurssitz, leicht erhöht über der Stadt auf einem mit am Nachmittage unwirklich leuchtendem, grünem Gras bewachsenen Hügel gelegen. Aber es war eine aufstrebende, deutsche, ordentliche Stadt, und sagte man dazu *Nest*, so nur im Spott, oder wenn es derart Bindfäden regnete, daß dreißig Fuß vor der Nase schon nichts mehr zu erkennen war.

Nach den Regengüssen zu Mittag erschien stets die Sonne, pünktlich um drei, und herrlich farbenfrohe Vögel stolzierten im Chiaroscuro des langen Grases umher und putzten sich das tropfende Gefieder. Dann tummelten sich in den Pfützen der Alleen, unter den hoch aufragenden Kokospalmen die Kanakenkinder, barfuß, nackend, manch eines in kurzen, zerrissenen Hosen (die mehr aus Loch bestanden als aus Stoff), auf den Häuptern wolliges, aus einer lustigen Laune der Natur heraus blondes Haar. Sie nannten Herbertshöhe *Kokopo*, was durchaus besser klang und sich vor allem schöner sagte.

Die Deutschen Schutzgebiete im Stillen Ozean, hierin stimmten die Experten überein, waren, im Gegensatz

zu den afrikanischen Besitzungen seiner Majestät Kaiser Wilhelms des Zweiten, allesamt vollkommen überflüssig. Der Ertrag der Kopra, des Guanos und des Perlmutts reichte bei weitem nicht aus, ein derart großes, in der Unendlichkeit des Stillen Ozeans versprenkeltes Reich zu unterhalten. Im fernen Berlin aber sprach man von den Inseln wie von kostbaren, leuchtenden Perlen, zu einer Kette aufgereiht. Fürsprecher und Gegner der pazifischen Kolonien fanden sich zuhauf, meist waren es jedoch die noch jungen Sozialdemokraten, welche die Frage nach der Relevanz der Südseebesitzungen am lautesten stellten.

Nun, in diese Zeit fällt diese Chronik, und will man sie erzählen, so muß auch die Zukunft im Auge behalten werden, denn dieser Bericht spielt ganz am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, welches ja bis zur knappen Hälfte seiner Laufzeit so aussah, als würde es das Jahrhundert der Deutschen werden, das Jahrhundert, in dem Deutschland seinen rechtmäßigen Ehren- und Vorsitzplatz an der Weltentischrunde einnehmen würde, und es wiederum aus der Warte des nur wenige Menschenjahre alten, neuen Jahrhunderts durchaus auch so erschien. So wird nun stellvertretend die Geschichte nur eines Deutschen erzählt werden, eines Romantikers, der wie so viele dieser Spezies verhin- derter Künstler war, und wenn dabei manchmal Parallelen zu einem späteren deutschen Romantiker und

Vegetarier ins Bewußtsein dringen, der vielleicht lieber bei seiner Staffelei geblieben wäre, so ist dies durchaus beabsichtigt und sinnigerweise, Verzeihung, *in nuce* auch kohärent. Nur ist letzterer im Augenblick noch ein pickliger, verschrobener Bub, der sich zahllose väterliche Watschen **ein**fängt. Aber wartet **nur**: er wächst, er wächst.

An Bord der Prinz Waldemar befand sich also der junge August Engelhardt aus Nürnberg, Bartträger, Vegetarier, Nudist. Er hatte vor einiger Zeit in Deutschland ein Buch mit dem schwärmerischen Titel *Eine sorgenfreie Zukunft* veröffentlicht, nun reiste er nach Neupommern, um Land zu kaufen für eine Kokosplantage, wieviel genau, und wo, das wußte er noch nicht. Er würde Pflanze**r** werden, doch nicht aus Profitgier, sondern aus zutiefst empfundenem Glauben, er könne Kraft seiner großen Idee die **Welt**, die ihm feindlich, dumm und grausam dünkte, für immer verändern.

Engelhardt war, nachdem er durch einen Eliminierungsprozeß alle anderen Nahrungsmittel für unrein befunden hatte, unvermittelt auf die Frucht der Kokospalme gestoßen. Es gab gar keine andere Möglichkeit; *cocos nucifera* war, so hatte Engelhardt für sich erkannt, die sprichwörtliche Krone der Schöpfung, sie war die Frucht **des Weltenbaumes** Yggdrasil. Sie wuchs an höchster Stelle der Palme, der Sonne und dem lichten Herrgott zugewandt; sie schenkte uns Wasser,

Milch, Kokosfett und nahrhaftes Fruchtfleisch; sie lieferte, einzigartig in der Natur, dem Menschen das Element **Selen**; aus ihren Fasern wob man Matten, Dächer und Seile, aus ihrem Stamm baute man Möbel und ganze Häuser; aus ihrem Kern produzierte man Öl, um die Dunkelheit zu vertreiben und die Haut zu salben; selbst die ausgehöhlte, leere Nußschale lieferte noch ein ausgezeichnetes Gefäß, aus dem man Schalen, Löffel, Krüge, ja sogar Knöpfe herstellen konnte; die Verbrennung der leeren Schale schließlich war nicht nur jener herkömmlichen Brennholzes bei weitem überlegen, sondern auch ein ausgezeichnetes Mittel, um kraft ihres Rauches Mücken und Fliegen fernzuhalten, kurz, die Kokosnuß war vollkommen. Wer sich ausschließlich von ihr ernährte, würde gottgleich, würde unsterblich **werden**. August Engelhardts sehnlichster Wunsch, ja seine Bestimmung war es, eine Kolonie der Kokovoren zu erschaffen, als Prophet sah er sich und als Missionar zugleich. Aus diesem Grunde fuhr er in die Südsee, die schon unendlich viele Träumer gelockt hatte mit dem Sirenenruf des Paradieses.

Die Prinz Waldemar hielt unter qualmendem Schornstein schnurgerade ihren Kurs auf **Herberts**höhe. Und während zweimal täglich große Kübel mit Essensresten vom Achterdeck in die See gekippt wurden, zog weit im Süden die dunkle Küste Kaiser-Wilhelmslands vorbei, das Finisterre-Gebirge, wie

es raunend auf Engelhardts Karte hieß, und die unerforschten, gefahrenvollen Länder, die dahinter lagen, noch nie von deutschem Fuß betreten. Dort wuchsen einhunderttausend Millionen Kokospalmen. Engelhardt war auf die fast schmerzhaft schöne Schönheit dieser Südmeere gar nicht vorbereitet gewesen; Sonnenstrahlen stießen in leuchtenden Säulen durch die Wolken, des Abends senkte sich friedliche Milde über die Küsten und ihre hintereinander gestaffelten, sich im zuckrigvioletten Licht der Dämmerung ins Unendliche fortsetzenden Bergketten.

Ein Herr im weißen Tropenanzug und Zwicker näherte sich ihm, einer, der, obgleich leibesvoll, nicht ganz so stumpf zu sein schien wie seine Kollegen, und Engelhardt war augenblicklich von jener fast krankhaften Schüchternheit ergriffen, die stets von ihm Besitz nahm, wenn er auf Menschen traf, die von sich und der Richtigkeit ihres Tuns und Seins vollkommen überzeugt waren. Ob er denn wisse, wie der Lehnstuhl genannt werde, auf dem Engelhardt und die anderen Passagiere die Nachmittage an Deck wegdamerten? Engelhardt verneinte stumm und senkte den Kopf, um auszudrücken, er wolle sich wieder in den Schlickeysen vertiefen, aber der Pflanzer, der sich jetzt mit einer minuskülen Verbeugung als Herr Hartmut Otto vorstellte, trat nun noch einen Schritt näher, als habe er ein äußerst wichtiges Geheimnis mitzutei-

len. Der Deckstuhl werde, Engelhardt solle sich bitte festhalten, aufgrund seiner nach vorne ausschwenkbaren, hölzernen Beinlehnen als *bombay fornicator* bezeichnet.

Engelhardt verstand nicht ganz, auch waren ihm Kalauer geschlechtlicher Natur suspekt, hielt er doch den Sexualakt für etwas völlig Natürliches, ganz und gar Gottgegebenes und nicht für einen Teil einer verklemmten, falsch verstandenen Manneszucht. Er unterließ es aber, dies zu sagen, sondern sah den Pflanzer etwas ratlos und prüfend an. Nun war es an Herrn Otto, sozusagen zurückzurudern und mit einer raschen Abfolge von wischenden Handbewegungen seine Geschäfte im Deutschen Schutzgebiet zu deklinieren. Vergessen wir es, sagte er und setzte sich mit Aplomb auf den unteren Teil des Lehnstuhles, dabei seinen von der Luftfeuchtigkeit und der Transpiration etwas naß gewordenen Hemdkragen lockernd. Er sei, berichtete er, während er mit den Fingern die Enden des Schnauzbartes kunstvoll himmelwärts zwirbelte, auf der Jagd nach *Paradisaeidae*, Paradiesvögeln, für deren Federn in den Salons der Neuen Welt, von New York bis Buenos Aires, derzeit, müsse er wissen, astronomische Preise erzielt würden. Ob die Vögel denn dafür ihr Leben lassen müßten, wollte Engelhardt jetzt wissen, denn er sah, da Otto es sich bequem gemacht hatte, keine Möglichkeiten mehr, Ausweichmanöver in

Richtung seines Buches zu unternehmen. Im Idealfalle, notabene, würden die Federn dem Tiere bei lebendigem Leibe entripft — sicher, es gebe auch Händler, die den Zierschmuck, der den ausgewachsenen Paradiesvögeln vom Hinterteil auf den Dschungelboden gefallen war, lediglich auflesen lassen würden, aber er, Otto, halte nichts von solchen Methoden. Die Federn müßten vielmehr am unteren Ende ihres Kiels, als Qualitätssiegel sozusagen, Blutspuren aufweisen, sonst kaufe er sie erst gar nicht. Engelhardt verzog das Gesicht, ihm wurde leicht mulmig, da läutete auch schon die Mittagsglocke, und Otto faßte ihn sanft und nachdrücklich am **Arm**, er müsse ihm nun doch bitte die Ehre **erweisen**, mit ihm zu speisen.

Hartmut Otto war im eigentlichen Sinne ein moralischer Mensch, auch wenn sein Anstand dem gerade vergangenen Jahrhundert erwachsen war und er wenig Verständnis aufbringen konnte für die nun anbrechende neue Zeit, deren Protagonist August Engelhardt war. Gewiß, der Paradiesvogeljäger hatte fortschrittliche Naturwissenschaftler gelesen, Alfred **Russel** Wallace etwa, Lamarck, Darwin, und diese durchaus mit einer gewissen Akribie, gerade in Hinsicht auf ihre taxonomischen Arbeiten, aber es fehlte ihm nicht nur am Glauben an die Modernität als kumulativer Prozeß, sondern er vermochte auch nicht, einen radikalen Geist (wie Wallace und Darwin es bei-

spielsweise gewesen waren), sollte er ihm denn persönlich begegnen, zufällig, wie jetzt, auf einer Schiffsreise, zu erkennen und zu akzeptieren, schon Engelhardts Vegetarismus war Otto Anathema genug.

Engelhardt ließ sich widerwillig in den Salon der ersten Klasse zu Tische führen. Dort wurde ihm — man saß auf schweren, neugotischen Stühlen, deren Rückenlehnen mit Roßhaar gefüllt waren, und ließ dabei die Blicke auf goldgerahmten Reproduktionen niederländischer Meister ruhen — auf einen Wink Ottos in Richtung des malayischen Stewards, ganz entgegen Engelhardts sonstigen täglichen Eßgewohnheiten, ein Teller dampfender Nudeln und ein Schweinekotelett samt üppiger brauner Bratensoße serviert. Engelhardt sah mit unverhohlenem Ekel auf das Stück Fleisch, das dort vor ihm im Nudelbett lag und an den Rändern blau irisierte.

Otto, der im Grunde ein gutmütiger Mensch war, dachte, sein Gegenüber sei wohl eingeschüchtert, da er, als Passagier der zweiten Klasse, nicht wisse, wie er die für ihn doch extravagante Mittagsmahlzeit bezahlen solle, und er forderte ihn auf, sich von dem Schweinskotelett zu nehmen, doch, doch, bitte sehr, auf seine Einladung, worauf Engelhardt höflich, aber mit der Bestimmtheit seines (und Schopenhauers, und Emersons) Gewissens antwortete, nein, danke, er sei bekennender Vegetarier im allgemeinen und Frukti-

vore im besonderen, und ob er vielleicht um einen grünen Salat bitten dürfe, nicht angemacht, ohne Pfeffer und Salz.

Der Vogelhändler hielt inne, legte Besteck, welches er schon über seinen Teller gehalten, wieder links und rechts davon ab, gluckste, betupfte sich mit der Serviette Oberlippe und Schnauzbart und brach dann in ein bellendes, meckerndes, ja prustendes Gelächter aus. Tränen quollen ihm aus den Augen, erst segelte die Serviette zu Boden, dann zerbarst ein Teller, und derweil Otto die Worte *Salat* und *Fruktivore* immer und immer wiederholte, lief er lilarot an, als drohe er zu ersticken. Während man vom Nebentische aufsprang, um ihn mittels ausholender Schläge auf den Rücken von dem vermeintlich in seiner Trachea logierenden Knochenstückchen zu befreien, saß August Engelhardt ihm gegenüber, zu Boden schauend, manisch geschwind mit der über den linken Knöchel verschränkten Sandale wippend. Ein chinesischer Koch eilte aus der Kombüse herbei, den tropfenden Rührbesen noch in der Hand.

Es bildeten sich zwei Parteien, die aufs Heftigste zu streiten begannen, einige Sätze vernahm Engelhardt deutlich aus dem Tumult, es ging um sein, Engelhardts, Recht darauf, den Verzehr von Fleisch abzulehnen, ferner sprach man von den Wilden, wenn man sie denn, so einer der Plantagenbesitzer, überhaupt

noch als das bezeichnen dürfe. Oder sei es jetzt schon so weit gekommen, daß ein Deutscher im Schutzgebiet nicht mehr einen Kanaken von einem Rheinländer unterscheiden dürfe? Aber man solle doch froh sein, so die Gegenpartei, pflanzliche Produkte auf dem Speiseplan stehen zu haben, wo man doch in großen Teilen unseres fröhlichen Inselreichs längst wieder zur Anthropophagie übergegangen sei, nachdem man es den Wilden durch drakonische Strafen mühsam abgezogen habe. *Ach, Unsinn! Alter Hut!* kam der Gegenruf. Doch, doch, gerade vor vier Monaten habe man einen Pater aufgegessen, drüben, bei den Steyler Missionsschwestern in Tumleo. Diejenigen Körperteile des Gottesmannes, welche nicht sofort verzehrt wurden, habe man gepökelt, die Küste hinaufgeschifft und in Niederländisch-Ostindien verkauft.

Engelhardts Schamgefühl drohte ihn zu übermannen, er wurde bleich, dann rot und machte Anstalten aufzustehen, um diesen despektierlichen Salon zu verlassen. Er glättete die Serviette vor sich auf dem Tisch und bedankte sich bei Hartmut Otto leise, fast unhörbar, ohne eine Spur von Ironie. Von einem Plantagenbesitzer, der ihn am Gehen hindern wollte, grob am dünnen Oberarm gefaßt, entwand er sich diesem aber doch mit einer schroffen Bewegung seiner Schultern, durchmaß mit wenigen Schritten den Raum und öffnete die Tür des Salons, die geradewegs an Deck führte. Dort

hielt er inne, erregt, und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirne. Und während er die feuchte Tropenluft ein- und wieder ausatmete, darüber nachdenkend, ob er sich nicht vielleicht doch an der Wand des Promenadendecks festhalten solle, dann aber diesen Gedanken sofort als verweichlicht verwerfend, bemächtigte sich seiner endlich eine tiefe, tiefe Einsamkeit, weit unergründlicher, als er sie jemals im heimischen Frankenland verspürt hatte. Er war hier unter schrecklichen Menschen gelandet, unter lieblosen, rohen Barbaren.

Er schlief schlecht in dieser Nacht. In weiter Ferne zog ein Gewitter an der Prinz Waldemar vorbei, und das erratisch zuckende, einem ungeordneten Rhythmus folgende Wetterleuchten tauchte den Dampfer immer wieder in ein gespenstisches, fahles Schneeweiß. Während er sich in den klammen Laken hin und her warf, in halbwachen Schrecksekunden über sich an der Decke von fernen Blitzen absonderlicherweise die Umrisse von England hingeworfen sah, träumte ihm, als er endlich — das Unwetter war nur noch als allerfernstes, dunkles Grollen zu vernehmen — tiefer einschlief, von einem kultischen Tempel, unter matt leuchtender Abendsonne am Strand einer windstillen Ostsee errichtet, durch im Sande steckende Wikingerfackeln beleuchtet. Eine Bestattung wurde dort begangen, eherne Nordmänner standen wachend am Tempel. Kinder, deren blonde Haare zu Kränzen auf

ihren Häuptern verflochten waren, spielten leise zu ihren Füßen auf beinernen Flöten. Das Floß, auf dem der Tote aufgebahrt, ward im letzten Abendlicht ins Meer hinausgestoßen, ein Hüne entzündete noch, bis zur Hüfte im Wasser stehend, den Scheit, dann trieb es, allmählich Feuer fangend, langsam und schwermütig nordwärts, nach Hyperborea hin.

Früh am nächsten Morgen fuhr der Dampfer unter gleißendem Sonnenlicht, fröhlicher Kapellmusik und lautem Tuten der Sirene in die Blanchebucht ein, und Engelhardt stand leicht derangiert an der Reling, jenen wundersamen, unheimlichen Traum der letzten Nacht noch in seinen Knochen spürend, dessen Inhalt immer nebliger wurde, je näher er das Land kommen sah. Wohl ahnte er, daß beide Schiffe, der moderne Dampfer und das heidnische Begräbnisfloß, in Sinn und Bedeutung miteinander verwoben waren, doch sah er sich heute morgen partout nicht in der Laune, aus jenem Traum Rückschlüsse auf seine eigene Abfahrt aus der Heimat zu ziehen, die sich zwar nicht hastig, aber durchaus genant, unter dem vulgären Sie-

der prügelnden preußischen Polizeigewalt vollzogen hatte. Nun, dachte er, sterben werde er hier schon nicht, an diesen grünen Gestaden.

In sich eine fast katzenhafte Sprungbereitschaft empfindend, betrachtete er erregt das sich nähernde Festland. Dies nun war es also, sein Zion. Hier in dieser

terra incognita würde er siedeln, von diesem Fleck des Erdballs aus würde sich seine Gegenwart projizieren. Erregt lief er auf und ab, drehte, beim Achterdeck angekommen, schroff wieder um, dort hatten ihm einige Herren, die erneut zum Frühstück betrunken waren — der schreckliche Vogelhändler Otto war nicht unter ihnen —, zugeprostet und munter zugerufen, er möge es doch gut sein lassen, man wolle wieder Freund sein, schließlich müsse man unter Deutschen im Schutzgebiet zusammenhalten, etcetera. Die Flegel ignorierend, vermaß er die sich behäbig dahinstreckende Küste mit seinem Blick, Ausschau haltend nach Einbuchtungen, Unregelmäßigkeiten, Erhöhungen.

Haushohe Palmen staken aus dem dampfenden Busch Neupommerns. Blauer Rauch stieg von den bewaldeten Hängen auf, hier und da waren Lichtungen und in denselben einzelne Grashütten auszumachen. Ein Makake schrie elendig. Eine heraufziehende graue Wolkenfront bedeckte kurz die Sonne und gab sie dann wieder frei. Engelhardts Finger trommelten ein, zwei ungeduldige Märsche, wieder ertönte das Tuten der Schiffssirene. Der nur bis zur Hälfte bewaldete Kegel eines Vulkans schob sich in Sicht. Mit einem Mal platzten rote Tröpfchen auf der weißgestrichenen Reling, und er erschrak. Es troff Blut aus seiner Nase, und er mußte unter Deck eilen, sich vorsichtig die Treppe in das Dämmerlicht der stählernen Korridore hinab-

tastend, sich rücklings in die Kojе seiner Kabine legen und mit geschlossenen, pochenden Augenlidern ein sich langsam rot färbendes Bettlaken vor das Gesicht pressen. Aus einem mit einem Tuch bedeckten Krug schenkte er sich etwas Fruchtsaft ins Glas und trank ihn in gierigen Schlucken.

Ganz Herbertshöhe hatte sich derweil eingefunden, es war die erste Septemberwoche. Man stand auf den hölzernen Stegen, frisch gestriegelt, rasiert und mit neuem Kragen versehen, in Erwartung der nicht mehr allerneuesten Zeitungen aus Berlin, des nur eine kurze Weile noch eisgekühlten Bieres, welches gleich, kaum waren die ersten Kisten ausgeladen, entkront und flaschenweise umhergereicht wurde, der Dutzenden von Briefen aus der Heimat und natürlich der Neuankömmlinge, der Glücksritter und Abenteurer, der heimkehrenden Pflanze, der vereinzelt Forscher, der Ornithologen und Mineralogen, der bettelarmen, von ihren gepfändeten Ländereien verjagten Adligen, der Wirrköpfe, des Strand- und Treibgutes des Deutschen Kaiserreiches.

Engelhardt stand in seiner Kabine, genauer, am Bullauge des sich leerenden Dampfers, und sah durch das doppelte Glas hinaus auf Herbertshöhe. Das Nasenbluten hatte so plötzlich aufgehört, wie es begonnen hatte. Er stand nicht sicher, er lehnte etwas gebeugt an der Kabinenwand, seine Wange streifte sanft das Gaze-

tuch der Gardine, in der Tasche seines Gewandes umschloß er mit den Fingern der rechten Hand seinen Bleistiftstummel, die Sonne schien mit fürchterlicher Kraft durchs Bullauge. Als das feine Tuch der Gardine ihn erneut berührte, begann er zu weinen, es durchzuckte ihn, seine Knie zitterten, ihm war, als habe man ihm mittels einer Apparatur sämtliche Courage aus seinen Knochen herausgesaugt, und nun bräche das Gerüst zusammen, welches vormals nur durch den Kitt des Mutes zusammengehalten war.

II

In Port Said, vor einer halben Ewigkeit (die in Wirklichkeit nur wenige Wochen gedauert hatte), als man fälschlicherweise seine elf Überseekisten mit den eintausendzweihundert Büchern ausgeladen hatte und er sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden wähnte, hatte er das letzte Mal geweint, ein, zwei fast salzlose Tränen, aus Verzweiflung und aus dem dumpfen Empfinden, ihn verlasse nun zum ersten Male wirklich der Mut. Nachdem er, vergeblich den Hafenmeister suchend, die Zeit genutzt hatte, um einen noch im Mittelmeer geschriebenen, an einen guten Frankfurter Freund gerichteten Brief auf die Post zu geben, den er, um ihn vor Feuchtigkeit zu schützen, in ein Baumwolltuch gewickelt hatte, trank er bei Simon Arzt auf der Terrasse anderthalb Stunden lang ungesüßten Pfefferminztee, während ein stummer Nubier mit einer weißen Serviette Gläser abtrocknete, in denen sich der Kanal im blendenden Wüstenlicht schimmernd brach.

Der ganze Thoreau, Tolstoi, Stirner, Lamarck, Hobbes, auch Swedenborg, die Blavatsky und die Theosophen, alles weg, alles fort. Ach, vielleicht war es besser so, das ganze unnütze Denken futsch, anderswohin verschifft. Aber er hing so daran! Mißmutig machte er sich erneut auf den Weg zur Mole und seinem Schiff nach Ceylon. Es kam ihm der Einfall, man müsse unter den Hafenarbeitern einige Piaster verteilen, also grub Engelhardt in seinen Kitteltaschen und sprach einen Seemann an, dessen Herkunft (Grieche? Portugiese? Mexikaner? Armenier?) aufgrund einer bedauerlichen, halbseitigen Gesichtslähmung durch Taxierung seiner Physiognomie allein nicht zu entschlüsseln war. Er gab ihm das Geld, hörte den Mann schmatzend die Scheine zusammenfalten. Aber, aber, bitte sehr, Effendi, da waren doch seine Bücher! Man entschuldigte sich bei ihm und lud die Kisten ohne große Umstände wieder an Bord, es sei ein Mißverständnis, man habe einen dummen Fehler begangen und Herbertshöhe anderswo vermutet, an der Küste Deutsch-Ostafrikas. Engelhardts Brief an den Freund aber, in dem von *Europavergiftung* und dem *Garten Eden* die Rede war, fand sich, nicht ausreichend frankiert, in der Amtsstube der französischen Post von Port Said wieder und kam dort auch zu liegen und schließlich ganz zu ruhen. In einem Rezeptakel für solcherlei Kuverts unter einem Tisch verstaubte er und wurde von

anderen Briefen zugedeckt und nach vielen Jahren, in deren Verlaufein, zwei Weltkriege durchmessen wurden, von einem koptischen Altpapierhändler in stattliche Pakete gebündelt und geschnürt, auf einem Eselskarren zu einer armseligen Hütte hinaus an den Rand der Wüste Sinai kutschiert, was Engelhardt aber, dessen Schiff am Abend noch mitsamt ihm und seinen Bücherkisten Richtung Ceylon auslief, niemals erfahren sollte.

In Colombo gab es gleich zwei herrschaftliche Grand Hotels — das an einem großen *Maidan* gelegene Galle Face und das etwas außerhalb und südlich der Stadt auf einem Hügel erbaute Mount Lavinia. Engelhardt, der sonst gewiß eine eher bescheidene Unterkunft angesteuert hätte, war zu der Überlegung gekommen, sich in Ceylon einmal etwas zu gönnen, und bestieg eine Rikscha, nachdem er einem uniformierten Boy mehrere Annas gegeben hatte, damit dieser sich um Verbleib und Bewachung seines Gepäcks kümmere, das abermals vom Schiff entladen und am Hafen gelagert werden mußte. Er machte es sich auf der außerordentlich breiten Sitzbank gemütlich und wollte sich in aller Ruhe zum Galle Face Hotel fahren lassen. Aber es ging zu schnell! Die nackten Füße des kleinen alten Ceylonesen klatschten lautmalerisch und monoton auf der Straße vor und unter ihm; Engelhardt überlegte, ob der Rikscha-Wallah wohl so schnell rannte,

weil der Asphalt so heiß war, oder ob die Geschwindigkeit sozusagen Teil der Erwartungshaltung der Fahrgäste war, die rasch zum Ziele kommen wollten. Er beugte sich herunter, um das Männchen an der Schulter zu berühren und ihm mitzuteilen, er brauche sich doch bitte seinetwegen nicht so zu beeilen, aber dieser verstand ihn nicht und beschleunigte noch seinen Lauf, weswegen er, schlußendlich an der Vorfahrt des Grand Hotels angekommen, schweißüberströmt und **japsend** neben der Rikscha zusammenbrach.

Der uniformierte Portier, ein stattlicher Sikh mit prächtigem weißem Bart, kam herbeigerannt, überzog den armen Rikscha-Wallah mit vorwurfsvollen Flüchen, nahm unter Dutzenden von Entschuldigungen Engelhardt das Handgepäck ab und bugsierte, dem auf der Straße liegenden, keuchenden Alten dabei eine Münze vor die Füße werfend, unseren Freund in die kühle und kavernenhafte Empfangshalle, um dort mit routinierter Bewegung die flache Hand auf eine kleine silberne Klingelglocke zu schlagen, die man just für diesen Zweck auf dem Empfangstresen befestigt hatte.

Engelhardt schlief lange und traumlos in einem großen, weißen Zimmer. Ein moderner elektrischer Ventilator summte an der Decke über ihm; ab und an zischte irgendwo im Raume ein Salamander sein meckerndes Locklied und schob dann seine Zunge Richtung Mücke, der er sich lauernd millimeterweise

genähert hatte. Gegen vier Uhr morgens klapperten die Fensterläden, ein Wind kam auf, und es regnete eine Stunde lang. Engelhardt aber hörte nichts davon, in zutiefst entspannter Rückenlage schlummerte er auf den frisch gestärkten Laken, die Hände auf der Brust gefaltet. Sein langes Haar, vor dem Schlafengehen vom praktischen Haargummi befreit, welches es bei Tag am Hinterkopfe zusammenhielt, umspielte dunkelblond und wellend das auf dem weißen Kissen ruhende Haupt, als sei er Wagners schlafender Jung Siegfried.

Anderntags, im Abteil des überaus langsam fahrenden Zuges nach Kandy dann, unterwegs zur alten Königsstadt Ceylons, hatte ihm ein tamilischer Gentleman gegenüber gesessen, dessen blauschwarze Haut in seltsamem Kontrast zu den schlohweißen Haarbüscheln stand, die ihm dergestalt aus den Ohren ragten, als seien sie links und rechts an seinem Kopf befestigte, wollige Blumenkohlröschen. Es ging mit einschläfernd langsamer Fahrt durch schattige Kokoshaine und smaragdene Reisfelder. Der Herr trug schwarzen Anzug und einen hohen weißen Kragen, der ihm die Würde eines Richters oder eines Staatsadvokaten verlieh. Engelhardt las in einem vergnüglichen Buch (Dickens), während vor dem Fenster eine Spitzkehre nach der anderen überwunden wurde und die Sicht weit hinaus über sanft ansteigende Teefelder ging — Tee, der in begehbaren Furchen wuchs, aus denen bunt bekleidete,

dunkelhäutige Pflückerinnen herausragten, den grün gefüllten Sammelkorb auf dem Rücken.

Schon hatte der Herr ihn fragend angesprochen, und Engelhardt, die eben gelesene Seite seines Buches mittels feuchtem Daumen und Zeigefinger festhaltend, bat höflich, die Frage zu wiederholen, da das Angelsächsische des Herrn in Melodie **und Tonalität** derart fremd zur Betonung kam, daß Engelhardt wohl einen Australier, selbst einen Texaner noch gut verstanden hätte, diesen ehrwürdigen Tamilen aber fast gar nicht. Während der Staub des Nachmittags auf Sonnenstrahlen durch das offene Zugfenster tanzte, sprachen sie so gut es eben ging — man hatte sich geeinigt, das beiderseitig nur als Mittlersprache verwendete Idiom bedächtig und langsam zu gebrauchen — über die Reliquien des Heiligen Lord Buddha und speziell, denn schon bald steuerte Engelhardt die Konversation dorthin, über die Kokosnuß.

Der Gentleman erklärte mit sanften Gesten, er sei als Tamile zwar dem Hinduismus verpflichtet, doch laut dem geweihten Text der Bhagavata Purana sei der Buddha einer der Avatare Vishnus, der vierundzwanzigste, um es genau zu sagen, und deshalb sei er — und rasch stellte er sich mit einem Händedruck, den Engelhardt als angenehm trocken und fest empfand, als Herr K.V. Govindarajan vor — auf dem Weg nach Kandy, um sich den Zahn des Buddhas zu besehen, der

dort in einem Tempelschrein verehrt werde. Es handele sich bei der Reliquie um den dens caninus, den links oben gelegenen Eckzahn. Govindarajan zog anmutig mit der Spitze seines dunklen Ringfingers eine Lefze hoch und demonstrierte anschaulich die Verortung des fraglichen Zahnes; Engelhardt sah in das knochenweiße Gebiß, welches in einem kerngesunden, rosaroten Zahnfleisch steckte, und erschauerte innerlich vor Wohligkeit. Die einfachen, langsamen und doch anrührend pathetischen Ausdrucksweisen seines Gegenübers erfüllten ihn mit einer plötzlichen, heftig empfundenen Vertrautheit.

Rasch griff er nach Govindarajans Hand und fragte ihn freiheraus, ob er Vegetarier sei. Aber ja, gewiß, kam die Antwort, er selbst und seine Familie habe sich seit Jahren nur von Früchten ernährt. Engelhardt konnte den Zufall dieser Begegnung kaum fassen, ihm gegenüber im Abteil saß nicht nur ein Geistesbruder, ein Seelenfreund, sondern ein Mann, dessen Ernährung ihn auf Gottes Stufe stellte. Waren nicht die dunklen Rassen den weißen um Jahrhunderte voraus? Und stellte nicht der Hinduismus, dessen höchster Ausdruck der Vegetarismus, also die Liebe war, im Weltengefüge eine Kraft dar, dessen allumspannendes, lichtetes Rauschen dereinst jene Länder, denen das Christentum zwar Nächstenliebe geschenkt, darin aber nicht die Tiere einbezogen hatte, überstrahlen

würde wie ein blendender Komet? Hatten nicht Rousseau und Burnett, dem Vegetarier Plutarch folgend, und als fällige Replik auf Hobbes' *Leviathan*, behauptet, der dem Menschen angeborene Urinstinkt sei der Verzicht auf Fleisch? Und hatte nicht sein gräßlicher Onkel Kuno versucht, ihm als kleinen Jungen den Verzehr von Schinken dadurch schmackhafter zu machen, daß er ihm lachend und feixend aus dem dünnen Schweinefleischlappen eine rosa Zigarre gedreht, sie ihm hernach in den Kindermund gesteckt und spaßes halber ein Zündholz an das herausragende Ende gehalten **hatte**? Und war nicht schließlich das Töten von Tieren, sprich die Zubereitung von Fleisch und die Ernährung des Menschen durch tierische Substanzen gar die Vorstufe zur Anthropophagie?

Engelhardts Englischkenntnisse reichten manchmal nicht ganz aus, um solcherlei Fragen exakt zu formulieren — dennoch mußten sie heraus; wo ihm die abstrakten Termini fehlten, behalf er sich mit in die Luft gemalten Ideenwolken, mit Kometen, deren Spur von seinem Finger durch das sonnenhelle Abteil gezogen wurde.

Engelhardt fragte seinen neuen Reisefreund, ob er von Swami Vivekananda gehört habe. Und als dieser verneinte, packte er aus seiner Reisetasche einige Pamphlete aus, die er erst schüchtern neben sich auf die Abteibank legte, es waren die Schriften ebenjenes

indischen Swamis, der in der Neuen Welt kraft seiner außergewöhnlichen Ideen und rhetorischen Gaben unlängst für Furore gesorgt hatte, sowie mimeographiert und mit einem Band zusammengeheftet (die fränkische Klebebindung hatte sich bereits im südlichen Roten Meer, bei Aden, aufgrund der starken Hitze einwirkung aufgelöst) sein eigenes Traktat, dessen Inhalt von der heilenden Kraft des Kokovorismus kündete, leider in deutscher Sprache, so daß Engelhardt zwar darauf als Ding verweisen, seinem neuen Freunde jedoch nicht seine eigenen Gedanken, die in Schriftform wesentlich kundiger formuliert waren, näherbringen konnte.

Dennoch wollte er es nicht unversucht lassen; mit einiger Mühe paraphrasierte er den in seiner Schrift befindlichen Grundgedanken, daß der Mensch das tierische Abbild Gottes sei und wiederum die Kokosfrucht, die von allen Pflanzen dem Kopf des Menschen am meisten ähnelte (er verwies auf Form und Haare der Nuß), das pflanzliche Abbild Gottes sei. Auch wuchs sie ja, wohl gemerkt, dem Himmel und der Sonne am nächsten, hoch droben am Gipfel der Palme. Govindarajan nickte zustimmend und hob an, während ein kleiner Landbahnhof ohne Halt durchfahren wurde, aus der Bhagavata Purana eine entsprechende Stelle zu zitieren (nicht nur diese heilige Schrift hatte er in jungen Jahren, an der ehrwürdigen Universität von Madras, vollständig auswendig lernen müssen), besann

sich dann aber darauf, einfach weiter zu nicken und sein Gegenüber erst ausreden zu lassen, um dann mit einer gewissen, ihm nun angebracht erscheinenden Gravitas anzumerken, daß der Mensch, ernähre er sich ausschließlich von der göttlichen Kokosnuß, nicht nur Kokovore wäre, sondern eben per definitionem Theophage, Gottesser. Er ließ dies einen Augenblick sacken und wiederholte dann den Ausdruck, in die nur vom Klicken der Schienen rhythmisierte Stille des Vormittags hinein: *God-eater. Devourer of God.*

Engelhardt war überwältigt von jener Erkenntnis, ja, sie fuhr ihm buchstäblich ins Mark und begann dort zu wirken, als sei sie ein klingendes, summendes energetisches Feld. Jawohl, die Kokosnuß war, der köstliche Gedanke manifestierte sich ihm, in Wahrheit der theosophische Gral! Die offene Schale mit dem Fruchtfleisch und der süßen Milch darin war demnach nicht nur Symbol für, sondern tatsächlich Leib und Blut Christi. Dies hatte er auch in seinem kurzen katholischen Theologieseminar in Nürnberg so dargelegt und nun, auf dieser tropischen Eisenbahnfahrt, von ganz anderer Seite bestätigt gefunden — der Moment der Eucharistie, sprich, der Wesensverwandlung, war durchaus als reale Einswerdung mit dem Göttlichen zu verstehen. Nur waren die Hostie und der Meßwein nicht zu vergleichen mit dem wirklichen Sakrament der Natur, seiner köstlichen, genialen Frucht — der Kokosnuß.

Govindarajan freute sich ganz augenscheinlich, so zufällig einen Fruktivoren-Bruder getroffen zu haben, und lud ihn nun ein — der Zug überwand in diesem Augenblick keuchend und spitzend eine der letzten Spitzkehren und begradigte seinen Schienenlauf in Richtung der alten ceylonesischen Königsstadt —, mit ihm den Tempel des Zahnes zu besichtigen. Man werde in Kandy ein Zimmer nehmen und gemeinsam von dort aus, nach einem üppigen Früchtelunch, zum Tempel aufbrechen, der, so Govindarajan, nur wenige erbauliche Schritte vom Stadtzentrum entfernt auf einem kleinen Hügel oberhalb des Kandy-Sees liege.

Im Queen's Hotel beschlossen sie, sich aus Kostengründen ein Zimmer zu teilen, was für gewissen Argwohn seitens des Rezeptionisten sorgte, der sich aber dann, als Engelhardt einige Scheine auf den Tresen legte und beteuerte, er wolle gerne ein Trinkgeld im voraus bezahlen, rasch legte. Man war die Spleenigkeit der Angelsachsen gewohnt, und wenn dieser deutsche Herr hier mit einem tamilischen Freund im selben Zimmer schlafen wolle, bitte sehr. Es kam noch die Frage, ob man mit den Herren zum Lunch rechnen dürfe, worauf beide auf englisch antworteten, es wäre ihnen durchaus mit einigen Papayas und Ananas genug, falls allerdings eine Kokosnuß zur Hand wäre, würde man sich überaus glücklich schätzen, die Kokosmilch in einem Glas und das Fruchtfleisch ausgelöst

auf einem Teller serviert zu bekommen. Der Rezeptionist verbeugte sich, drehte sich um und verschwand Richtung Küche, die Augen verdrehend, um dort die Bestellung der beiden Fruktivoren aufzugeben.

Satt, trotz der Bahnfahrt ausgeruht und mit der euphorischen Laune eines Pilgerpaares, dessen Ziel ihnen, lange versprochen, nun unmittelbar vor Augen liegt, schlenderten die beiden über die Straße und lehnten sich alsdann über eine steinerne Brüstung, um sich kurz im heiligen See gespiegelt wiederzufinden, auf dessen Oberfläche Lotus- und Frangipaniblüten trieben. Eine Gruppe kahlrasierter Mönche eilte schwatzend vorbei, ein jeder von ihnen einen schwarzen aufgerollten Regenschirm in der Hand, safrangelb leuchteten ihre Kutten in der Nachmittagssonne. Ein schlanker Fant im weißen Flanell brauste winkend auf einem Hochrad vorüber, zweimal in rascher Abfolge den schwarzen Gummibalg der Hupe an seinem Lenker betätigend. Govindarajan wies mit einem Stock (hatte er vorhin schon einen dabeigehabt?) Richtung Tempel, und nun schickten sie sich an, die zum Tabernakel hinaufführenden Stufen zu besteigen.

Die beiden Pilger betupften die feuchten Stirnen mit Taschentüchern, wendeten sich weiter oben um und blickten hinab auf den künstlichen See, Anfang des letzten Jahrhunderts von König Sri Vikrama Rajasinha angelegt. Govindarajan belehrte Engelhardt mit einer

sonderbar wirkenden Miene der Genugtuung, daß das Angeln von Beginn an immer strengstens verboten gewesen sei. Auch gehe die Legende, daß die kleine Tempelinsel dort, in der Mitte des Sees, dem König der Singhalesen als heimliche Bade- und Koitusstelle gedient habe und daß ein versteckter Tunnel unter dem See vom Palast zu ebendieser Insel führe. Wieder hob Govindarajan den Stock und deutete mit der Spitze, die, wie Engelhardt plötzlich wahrnahm, aus getriebenem Messing bestand, in jene Richtung. Engelhardt bemerkte, daß der Tamile noch stärker lächelte als zuvor und dabei das Gebiß regelrecht bleckte wie ein Hund. Gestus und Mimik, die ihm noch auf der Zugfahrt sanft und traulich erschienen waren, wirkten mit einem Mal wie von einem theatralischen, schrillen Mißton überlagert.

Im feuchtwarmen Inneren des Schreins herrschte tiefe, allertiefste Dunkelheit. Ein Gong ertönte schep-pernd und dumpf, sein Echo kehrte unversehens von den unsichtbaren Wänden zurück, die Engelhardt wie von Schleim überzogen schienen. Eine einzige Kerze brannte irgendwo. Er fühlte eine mesmerisierende Bedrohung durch sein Nervenkostüm jagen; die blonden Härchen an seinen Armen standen senkrecht ab, ein Rinnsaal warmen Schweißes perlte ihm hinterm Ohr ins Gewand. Govindarajan hatte sich entfernt. Das Klopfen der metallenen Spitze seines Stabes wurde

leiser und war schließlich gar nicht mehr zu vernehmen, so sehr sich Engelhardt auch mühte, es noch zu hören. Abermals läutete der grausige Gong. Und nun erlosch auch noch die Kerze. Schauernd tat er einen tastenden Schritt nach rechts und drehte sich um die eigene Achse, so daß er mit dem Antlitz dort zu stehen kam, wo er den Eingang vermutete — doch man war beim Betreten des Tempels um mehrere Ecken gegangen, ohne die wohl von hier aus das Licht des Tages zu sehen gewesen wäre. Er flüsterte den Namen seines Gefährten. Dann sprach er ihn lauter aus, schließlich rief er *Go-vin-dara-jan*lin das tintige Dunkel hinein.

Es kam keine Antwort. Sein Freund war verschwunden. Er hatte ihn hier in die Finsternis gelockt und sich dann aus dem Staub gemacht. Aber warum? Was, wenn ...? Und was hatte er ihm in Gottes Namen alles erzählt? Er konnte sich nicht mehr genau erinnern, aber mit Sicherheit hatte er ihm von seinem Gepäck am Hafen von Colombo berichtet, sicher ihm auch anvertraut, er habe einen größeren Geldbetrag in Pfandbriefen dabei, diesen, er schlug sich dabei in der Dunkelheit mit der flachen Hand auf die Stirn, habe er natürlich in seinem Handbeutel im gemeinsamen Zimmer im Queen's Hotel liegenlassen. Engelhardt löste wütend sein Haargummi und warf es zu Boden. Einem völlig Fremden, einer flüchtigen Zugbekanntschaft hatte er alles offenbart, im Glauben, der Fruktivorismus schaffe

ein unsichtbares Band des Zusammenhaltes zwischen den Menschen. Aber vielleicht hatte der Tamile einfach alles erlogen? Womöglich war er überhaupt kein Vegetarier gewesen, sondern hatte lediglich das gesagt, was er, Engelhardt, habe hören wollen.

Später im Hotel — Engelhardt hatte sich, langsam aus der absurden Gefangenschaft des dunklen Tempels heraustastend, der ihm, kaum besah er ihn erneut von außen, wiederum freundlich-harmlos und einladend erschienen war, befreien können — untersuchte er seinen Reisebeutel, und tatsächlich fehlte der Geldbetrag, den er in eine Seitentasche desselben eingnäht hatte. Sonst war, soweit er sehen konnte, alles noch vorhanden. Seinen Beutel unter den Arm klemmend, schritt er langsam und beinahe auf Zehenspitzen die Treppe zur Empfangshalle hinab, beschied im Flüsterton dem Hotelangestellten, die Rechnung für das Zimmer, da er sie nicht begleichen könne, bitte doch an den Konsul des Deutschen Reiches in Colombo zu schicken. Der Hotelier lächelte schief und antwortete, das sei nun wirklich nicht nötig, es sei keine Rechnung entstanden, da nicht übernachtet wurde, das Früchtefrühstück sei ein Geschenk des Hauses, und überdies rate er, die örtliche Polizei aufzusuchen und den Tamilen anzuzeigen, den er, nebenbei bemerkt, vor zehn, zwanzig Minuten beim hastigen Verlassen des Hotels noch gefragt habe, wo denn sein deutscher Reise-

gefährte geblieben sei, worauf er keine Antwort erhalten, sondern sich des Eindrucks nicht habe erwehren können, der Tamile habe eine Arglist begangen, so schuldig habe er ausgesehen.

Der Hotelier, der im übrigen ein famoser Kerl war, begleitete den armen Engelhardt zum Bahnhof, schenkte ihm eine Fahrkarte dritter Klasse hinab in die Hauptstadt und bugsiierte dann den spindeligen jungen Mann, dem ein Besuch bei der lokalen Konstablerei als das Unangenehmste erschien, was er sich überhaupt hätte vorstellen können, unter nicht allzu großen Protesten in den letzten Waggon des langsam anfahrenden Zuges. Und dort, im Abteil sitzend (der Nachmittag senkte sich nun, Preußischblau eingefärbt und süßlich duftend, gegen den frühen Abend hin), die Schulter an einen Mitreisenden gelehnt, den Rücken an die Holzbank gedrückt, die Augen geschlossen, dafür die wirren langen Haare offen, die Reisetasche vorn an seinen Bauch gepreßt, beginnt plötzlich der Kinematograph zu rattern: Ein Zahnrad greift nicht mehr ins andere, die dort vorne auf dem weißen Leintuch projizierten, bewegten Bilder beschleunigen sich wirr, ja sie laufen für einen kurzen Augenblick nicht mehr vorwärts, wie vom Schöpfer ad aeternitatem vorgesehen, sondern holpern, zucken, jagen rückwärts; Govindarajan und Engelhardt treten verharrenden Fußes in die Luft — fidel anzusehen — und hasten rückwärts Tempelstufen

herab, überqueren ebenfalls rückwärts gehend die Straße, immer stärker flimmert der Lichtstrahl des Projektors, es knackt und knistert, und nun wird alles augenblicklich formlos (da wir kurze Zeit in das *Bhavantarabhava* Einsicht haben, den Moment der Wiederverkörperung), und dann manifestiert sich, nun freilich richtig herum und wieder in exakter Farbig- und Geschwindigkeit, August Engelhardt in Herbertshöhe (Neupommern) sitzend, im Empfangssalon des Hotels Fürst Bismarck, daselbst auf einem durchaus gemütlich zu nennenden Bast-Sofa (australisches Fabrikat), mit dem Herrn Hoteldirektor Hellwig (Franz Emil) im Gespräch, dabei eine Tasse Kräutertee auf den Knien balancierend, die ceylonische Analepse hinter sich lassend. Hellwig raucht.

III

Jener Hoteldirektor Hellwig, dem im übrigen das linke Ohr vollständig fehlte, firmierte in Herbertshöhe nicht nur als Makler für dies und das, sondern galt auch als direkter Zugang zu Frau Emma Forsayth, die Engelhardt vom amtierenden Gouverneur **Hahl** anempfohlen worden war, nachdem er noch aus Nürnberg brieflich **vermeldet** hatte, er sei am baldigen Erwerb einer Kokosplantage interessiert. Kommen Sie nur, kommen Sie in unsere fröhliche Kolonie, hatte **Hahl** geschrieben, aber Engelhardt solle sich bloß nicht zuviel Zivilisation erwarten, dafür einiges an Abenteuer, zumeist fleißige Eingeborene und ja, durchaus, Kokospalmen hätten sie da zuhauf. **Hahls** flotter, in seiner Eloquenz trotzdem ein wenig grober Schreibstil ließ vermuten, er stamme aus dem Berlinischen, dabei wohnte in ihm ein niederbayrischer, intellektueller Eigenbrötler und Sturkopf, was Engelhardt durchaus zupass kam. **Hahl** schrieb weiterhin, er solle bitte nach seiner Ankunft

sofort dem Deutschen Klub beitreten und sich mit besagter Frau Emma Forsayth treffen, die im Schutzgebiet vielerlei Ländereien besitze und fleißigen Pflanzern aus der Heimat (so sie ihr sympathisch sind) nicht nur günstige Kredite beim Kauf einer Plantage gewähren, sondern auch gute Arbeiter vermitteln konnte. Im übrigen sei sie eine Berühmtheit, man nenne sie von Neupommern bis zu den Hawaiischen Inseln einfach Queen Emma. Engelhardt wunderte sich nicht über die Zustände in der Kolonie, in der eine Frau einen ebenso hohen Status zu genießen schien wie der Gouverneur selbst, denn er war, nachdem er das Kuvert mit dem Gouverneurseblem aufgerissen hatte, viel zu erregt ob der Möglichkeit, seinen Traum vom Kokovorismus auch noch vorfinanziert zu bekommen. Sicher hatte er einige Rücklagen, Tante Marthe war vor zwei Jahren jenseits der Schweizer Grenze verstorben und hatte ihn testamentarisch bedacht, aber auf mehr als zwanzigtausend Mark kam er nicht, den Verlust der Pfandbriefe an den tamilischen Gauner Govindarajan schon abgerechnet.

Unser Freund hatte Gouverneur Hahl nur um wenige Tage verpaßt; der Unglückliche war am Schwarzwasserfieber erkrankt und hatte das Schutzgebiet auf dem italienischen Passagierschiff R. N. Pasticcio Richtung Singapore verlassen, wo er sich, von Kopf bis Fuß in kalte, nasse Essiglaken gewickelt, mit chininhaltiger

Limonade auszukurieren hoffte. Das Schwarzwasserfieber, so wurde Hahl von seinem indischen Arzt während der Überfahrt belehrt, war eine Folgeerkrankung der Malaria, als deren Überträger man seit kurzem die gemeine Stechmücke ausgemacht hatte, nachdem jahrhundertlang gestorben wurde ohne die geringste Spur, woher oder warum. Hahl war ein starker Mann und Schmerzen durchaus gewöhnt, dennoch hatten ihn die sich stetig wiederholenden Fieberschübe ausgezehrt und seine Wangen einfallen lassen. Als er aber Singapore erreichte, entsann er sich nicht nur plötzlich, in einem kurzen Augenblick der beseelten Luzidität, jener Briefe aus Nürnberg, sondern auch des eindrücklichen jungen Mannes, der sie geschrieben (Engelhardt hatte eine Photographie mitgesandt, die ihn auf einem fränkischen Hügel nächst Nürnberg stehend zeigte, die Arme zum Himmel, zur Sonne emporgereckt), und des verabredeten Treffens in seiner Herbertshöher Residenz, aber genauso rasch übermannte ihn auch schon der nächste Anfall, sein Geist verfinsterte sich wieder, und Engelhardts *Imago*, die ihm kraft seiner Briefe (und dieser einen Photographie, die heute freilich längst verschwunden ist) wie die eines radikalen neuen Menschen erschienen war, wick erneut dem *tumben*, dunkelbraunen Peinigungsraum seiner Krankheit.

Noch in Herbertshöhe hatte sich Hahl, wenige Minuten bevor die Mücke, aus deren erigiertem Stech-

rüssel die Erreger hinab in seine Blutbahn flößen (während gleichzeitig das karminrote Gouverneursblut, zuckrigem Soma gleich, durch das Nervensystem des Insektes pulsierte), ihr kümmerliches Leben unter seiner klatschenden Hand ausgehaucht hatte, ein Abendessen bringen lassen, um am großen Mahagonitisch noch spät speisend zu arbeiten. Die Süßkartoffeln und die Hühnerbrust lustlos mit der Gabel auf dem Porzellanteller hin und her schiebend, hatte er Korrespondenz und Gerichtsurteile überflogen, erneut den erfreulichen Brief seines Freundes Wilhelm Solf, des Gouverneurs von Samoa, gelesen und dabei anderthalb Glas tropenwarmen Riesling getrunken. Es war eine ruhige, samtene Nacht gewesen. Er hatte eine Wachplatte auf den Grammophonteller gelegt, die Nadel an seine Lieblingsstelle gesetzt, und während die ersten blechernen Takte von Wagners Ritt der Walküren durch den Salon gepurzelt waren, hatte er ein paar mal geniest, sich in die Serviette geschneuzt, dann die Glieder ausgestreckt und seine Krawatte gelockert, und just in diesem Moment war das Insekt durch den Türrahmen herangesummt, und, vom intensiven Geruch der aus den Hahlschen Poren austretenden Milchsäure (deren Ausdünstung durch den warmen Riesling begünstigt und verstärkt wurde) ganz kirre geworden, hatte die Mücke noch im Anflug die Proboscis ausgefahren, um, blind vor Gier, an des Gouverneurs sauber

ausrasiertem Nacken anzulanden und ihn mit einem kathartischen, crescendohaften Biß zu penetrieren, bevor sie die erlösende Götterdämmerung der Hahlschen Handfläche erfahren hatte. Und so war das Schwarzwasserfieber in den Gouverneur gekommen.

Und Engelhardt? Entweder vergaß er, dem Deutschen Klub beizutreten, oder es kam ihm nicht mehr in den Sinn, da er partout keine Lust verspürte, mit jenen tumben, alkoholkranken Pflanzern, die die Mehrheit der Mitglieder des Klubs stellten, privat verkehren zu müssen. Noch im Hotel Fürst Bismarck also, in dem ihn der Herr Direktor Hellwig die erste Woche gratis und franko logieren ließ, da dieser sich von seiner Tätigkeit als Zwischenagent im Verkehr Queen Emmas vis-à-vis August Engelhardt gewisse Vorteile im Herbertshöher Geltungsgefüge versprach (die Verhandlungen um den Kauf einer Kokosplantage waren durchaus keine Alltäglichkeit im Schutzgebiet), schrieb Engelhardt rund ein Dutzend Briefe in die Heimat und an seine Verwandten, in denen er mit blumigen, überschwenglichen Worten die hinreißende Schönheit der Kolonie anpries und seine Geistesgenossen anhielt, ihn möglichst rasch hier zu besuchen.

Er sei, schrieb er, während er den Blick von der Veranda des Hotels über Herbertshöhe schweifen ließ, mitten in den Verhandlungen zum Kauf einer Plantage, man stelle sich bitte die Fortschrittlichkeit vor, eine

Frau leite hier die meisten Geschäfte, auch würde sich niemand auch nur im geringsten an seinen langen Haaren und seinem Barte stoßen, so daß er wieder dazu übergegangen sei, die Haare offen zu tragen, obwohl sie sich gerade nach heftigen Regengüssen durch die hohe Luftfeuchtigkeit drollig wellten und in alle Himmelsrichtungen kräuselten.

Und, ach ja, einen überaus sympathischen jungen Seemann habe er im Hotel kennenlernen dürfen, einen gewissen Christian Slütter, mit dem man sich die eine oder andere ausgedehnte Partie Schach geliefert habe (bei einer habe sich sogar Solus Rex für ihn ergeben), auch mehrere gemeinsame Erkundungsspaziergänge jenseits der Stadtgrenzen habe man unternommen. Jener Slütter sei auf dem Wege, sein Kapitänspatent zu erwerben, und überlege, gleichsam der Kaiserlichen Marine beizutreten, er sei zwar kein Vegetarier, aber die Diskussionen um die Vor- und Nachteile des Fleischverzichts, derentwegen oft der Spielfluß um Stunden unterbrochen wurde, seien so niveauvoll und freundlich verlaufen, daß Engelhardt wohl Deutschland nicht so rasch hätte verlassen müssen, wären ähnliche Gespräche mit Nichteingeweihten möglich gewesen. Aber vermutlich träfe man auf solche vorurteilsfreien, welt-offenen Charaktere wie Slütter nur in Übersee.

Dem Naturheilkundler Adolf Just, seinen Freunden beim Jungborn und in den verschiedenen Nudi-

sten-Kolonien der Heimat eröffnete er, die hiesige Wetterlage sei (die allnachmittäglichen, sturzbach-ähnlichen Regenschauer ließ er in diesen Zeilen unerwähnt) gerade dazu prädestiniert, dem Sonnenfreunde zur Zufrieden- und Vollkommenheit zu gereichen, ja, die tropische Strahlung des Zentralgestirns wirke sich so positiv auf Gemüt und körperliche Verfassung aus, daß er bereits ab dem zweiten Tage seiner Anwesenheit barfuß und nur mit einem Wickeltuch um die Lenden bekleidet seine Spaziergänge durch die Hauptstadt des Schutzgebietes unternommen habe. Dies entsprach absolut nicht der Wahrheit, gleichwohl muß August Engelhardt in Schutz genommen werden vor den Behauptungen, er sei ein Lügner gewesen und habe seine zukünftigen Besucher (denn es sollten nicht wenige sein, die seinem Ruf folgen würden) unter Angabe verdrehter und unwahrer Tatsachen in die Südsee gelockt. Engelhardt selbst fühlte durchaus den Drang, sich auszuziehen und seine Haut dem seelenwärmenden Licht zu präsentieren, allein er befand sich in besagten Verhandlungen zum Erwerb einer Plantage, mit Geldern, welche er gar nicht besaß, und so war er doch Pragmatiker genug, seine Überzeugungen, Kleidung und Nahrung betreffend, nicht sofort allen in Herbertshöhe offenzulegen — man machte schließlich keine Geschäfte mit nackten Langhaarigen.

Im kaiserlichen Postamt indes freundete er sich mit

dem untersetzten Postbeamten an, nachdem sich beide einer gemeinsamen Begeisterung für Stempel aller Art versichert hatten. Der Beamte führte Engelhardt in das Hinterzimmer der Poststube und zeigte ihm eine regelrechte kleine Druckerei, die der Beamte in seiner Freizeit dort betrieb: Gummilitzen, allerhand Siegel, Prägestempel und Matrizen, säuberlich beschriftet in Hunderte von Kästchen geordnet, die an der Wand befestigt waren; Druckproben graphischer Elemente und verschiedener Buchstaben lagen auf Bänken und Tischen nebeneinander. Das Schutzgebiet habe unlängst eigene Briefmarken erhalten, die nun in der Hinterstube (just an dieser Maschine hier) mit dem kaiserlichen Stempel *Deutsch Guinea* versehen wurden. Ein leichter Luftzug kam auf und wirbelte einige Papiere umher, die der Beamte eiligst wieder zusammenklaubte. Engelhardt staunte nicht schlecht, im Geiste sah er schon den Beamten eifrig Entwürfe für seine diversen Werbeschriften skizzieren. Wieder in der Schalterstube gab er dem Beamten die Briefe zur Frankierung auf, schob ein ansehnliches Trinkgeld über den Schalter, und dieser versicherte ihm, er werde zusehen, daß seine Sendungen sicher im nächsten Reichspostschiff Richtung Heimat unterwegs sein würden, Engelhardt könne sich auf ihn verlassen, und er möge ihn nur bald wieder besuchen.

Die Villa Gunantambu, der hölzerne Palast von Frau Forsayth, lag ein paar Gehminuten vom Herbertshöher

Ortsschild entfernt, sie selbst saß auf der Veranda, ein bunt besticktes Leinentuch um die schmalen, hübsch gebauten Schultern drapiert, und ließ sich mittels einer komplizierten mechanischen Vorrichtung Luft zufächern. Ein kleiner nackter Junge saß auf dem Rasen und pustete Seifenblasen in die Luft, die sich auf Engelhardts Schultern niedersetzten, um dort, ermatet und unspektakulär, gleich einer von einem zweitklassigen Romancier bemühten Metapher en miniature, ihr kurzes Laugenleben auszuhauchen.

Nun betrat er also die Veranda, stellte sich vor und verbeugte sich. Frau Forsayth, obgleich Halbblut, sprach ein ausgezeichnetes, man möchte fast sagen: ein überperfektes Deutsch. Kalter Tee wurde gebracht, Gebäck und winzig klein gewürfelte, mit Zahnstochern fixierte Mangosteen, von denen sich Engelhardt wenige Mundvoll nahm, um nicht unhöflich zu wirken. Schweigen. Alsdann wies Frau Forsayth, hauptsächlich um die Konversation in Gang zu bringen — denn ein Blick auf den mageren jungen Mann genügte ihr, um ihn als schüchternen, dem Leben etwas abgewandten Zeitgenossen einzuordnen —, auf die neben ihrem Holzpallast wachsenden Kasuarinenbäume hin, dicht mit Flughunden behangen, die wie Kokons an den kahlen Ästen baumelten und gelegentlich kreischend mit den Flughäuten um sich schlugen. Bei großer Hitze, erklärte sie, dabei Engelhardt eindringlich fixierend, urinierten

die Tiere über ihre eigenen Flughäute, und die beim Flattern entstehende Verdunstungskälte Sorge dann für den gewünschten Kühleffekt. Engelhardt räusperte sich und lächelte verlegen, aus seiner Gurgel rasselte ein undefinierbarer **Mißton**.

Die Frau schüchterte ihn ein, war sie doch, obwohl längst jenseits der fünfzig und trotz ihrer Leibesfülle, eine höchst attraktive Frau, die es verstand, ihre schmeichelhafte Mimik mit knappen, aber resoluten Bewegungen aufs Eindrucksvollste zu vervollständigen. Es mag gut **sein**, daß Engelhardt sich zu sehr beeindrucken ließ (die Geschäftsfrau Emma Forsayth würde ja dort nicht sitzen, wäre sie nicht dreimal so raffiniert wie ihre männlichen **Kollegen**), denn er druckte ein wenig herum, erwähnte zögerlich den Briefwechsel mit Gouverneur Hahl und erläuterte dann sein Vorhaben, die Früchte der Kokospalmen zu ernten und mit den Nebenprodukten Handel zu treiben, also nicht nur mit der Kopra, er wolle auch Kremes und Öle herstellen und sie, ansprechend etikettiert, ins Reich senden. Selbst ein Schaumpon zu erfinden, schwebte ihm vor; er beschrieb die wohlriechende Kokos-Essenz in den Haaren der Damen der feinen Berliner Gesellschaften, wohl in seiner Argumentation dahin schielend, daß Frau Forsayth doch möglicherweise am Ende auch nur eine Frau sei, die sich gelegentlich an Orte zurücksehnte, an denen es nicht an Opernhäu-

sern, Droschken und luxuriös parfümierten Sitzbade-
wannen mit fließend heißem Wasser mangelte. Auch
und überhaupt, fügte er hinzu, sei er nach Deutsch-
Neuguinea gekommen, um eine Art Kommune zu er-
richten, die der Kokosnuß huldigen wolle.

Queen Emma überhörte den letzten Satz Engel-
hardts, der ohnehin etwas leiser vorgetragen wurde
als seine Pläne zur wirtschaftlichen Ausbeutung von
cocos nucifera. Und die Schmeicheleien mit dem Ko-
kos-Schaumpon beeindruckten sie nicht im geringsten.
Eine Plantage wolle er kaufen? Sie habe genau das Rich-
tige für ihn. Eine kleine Insel! Doch wolle Engelhardt
nicht eventuell erst das Inland erkunden und darüber
nachdenken, ob ihm dort, allerdings an einer schwer
zugänglichen Stelle, eine Plantage großen Ausmaßes
gefallen könne? Je nach Witterung vier bis fünf Tages-
reisen, also gut hundert Kilometer in Vogelfluglinie
von Herbertshöhe entfernt, läge eine Kokospflanzung
von eintausend Hektar, dessen Besitzer, ja, man müsse
es ohne zu zögern aussprechen, wahnsinnig geworden
sei und sich, seine Familie und drei schwarze Arbeiter
mit Pech übergossen und angezündet habe. Jene Plan-
tage sei, wenn man ihre Größe bedenkt, fast ganz um-
sonst zu übernehmen, da das in einem Zustand voll-
ständiger geistiger Verrohung geschriebene Testament
des Pflanzers nicht anerkannt werden könne (*Bringt sie
alle um* war darin zu lesen) und die Besitzung somit an

das Deutsche Reich falle, namentlich an die Firma Forsyth & Compagnie, deren Leiterin hier vor ihm sitze.

Das Eiland Kabakon, erzählte sie weiter, weise dagegen lediglich fünfundsiebzig Hektar Kokos auf, dafür befinde es sich nur wenige Seemeilen von Herbertshöhe entfernt, im etwas nördlich gelegenen Neulauenburg-Archipel. Eine Insel habe den Vorteil, daß sie sowohl übersichtlich sei als auch leicht zu bewirtschaften. Man müsse die Kokosnüsse lediglich ernten und bearbeiten, könne dann den Ertrag mit Booten transportieren, in Herbertshöhe zum Verkaufe anbieten und müsse nicht, wie im Falle der großen Plantage im Inland, für die Ausbeute den mühsamen und gefährlichen Weg durch den Dschungel nehmen. Überhaupt, was für eine Insel, schwärmte sie. Jedes Jahr schickten die Einwohner von Kabakon ein mit Muschelgeld beladenes und mit grünen Blättern verziertes Kanu aufs Meer hinaus, um die Fische für ihre im vorigen Jahr gefangenen Verwandten mit Geld zu entschädigen. Und eine besondere Tradition gäbe es bei Hochzeiten: Eine Kokosnuß würde über den Köpfen des Paares gebrochen und die Kokosmilch über sie ausgeschüttet. Das Eiland koste vierzigtausend Mark, die riesige Pflanzung im Inland ebenfalls. Engelhardt atmete hörbar aus.

Nun, diese beiden Offerten könne sie ihm machen, er solle sich doch bitte beide ansehen und erst dann entscheiden. Sie wußte wohl, daß sie ihm nicht nur

den Entschluß leicht gemacht, sondern ihn mit ruhiger Hand forciert hatte — die Plantage des wahnsinnig Gewordenen war zwar um ein Vielfaches günstiger, aber durch ihre Beschreibung der dortigen Umstände für ihn mit so schlechtem Kismet behaftet, daß Engelhardt das Eiland Kabakon wählen würde. Schlußendlich war sie eine Geschäftsfrau, und wenn dieser junge Sonderling — denn sie hatte sehr wohl gehört, daß Engelhardt einen Kokosnußesser-Orden gründen wollte, und natürlich hatte auch Gouverneur Hahl schon von ihm berichtet — sein Geld bei ihr lassen wolle, dann bitte sehr. Außerdem, ja, sie mochte ihn. Wie er dort saß, bärtig, asketisch, mit dieser unmöglichen Frisur und den wasserblauen Augen, mager wie ein Spatz.

Unwillkürlich mußte sie an einen lange zurückliegenden Italienbesuch denken, es war ihr, als habe sie Engelhardt dort schon einmal gesehen, nur wo? Doch! Natürlich! Das war es! Beim florentinischen Meister Fra Angelico, auf seinen Darstellungen des Heilands Jesu Christi als Märtyrer. Engelhardt war dem Erlöser auf diesen Portraits wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie lächelte vergnügt und versank ein paar Sekunden in diesem goldenen, lange vergangenen Nachmittag nach dem Besuch der Kirche San Marco, in jenem verschwiegene Schäferstündchen in der kleinen Pensione unweit des Arno.

Ein schier unglaublicher Zufall wollte es, daß En-

gelhardt tatsächlich zum damaligen Zeitpunkt ebenfalls in Florenz gewesen war. Nach dem obligatorischen Besuch der Kirche Santa Croce hatte er hinauf zur San Miniato al Monte steigen wollen, hatte aber, da ihn die trostlose Armut der Italiener jenseits des Stadttores der Porta Romana erschütterte — er sah grobschlächtige, ledern beschürzte Metzger mit ihren Beilen gelbfettige Fleischstücke kleinbauen, die Menschen warfen ihren Unrat nachts aus den Fenstern auf die Via Romana, als sei man im tiefsten Mittelalter —, eine Abkürzung durch die Boboli-Gärten gesucht und sich dort zur Rast auf einer steinernen Bank niedergelassen, war aus den Sandalen geschlüpft und hatte dann wohligh die Füße von sich gestreckt. Irgendwo im Verborgenen hatte sich ein Amateur auf einer Posaune geübt. Auf den Hügeln jenseits der Stadt ragten Zypressen jäh wie schwarze Flammen in den überblauen Himmel. Gegenüber, diesseits des Kiesweges, hatte ein hagerer, eine kleine stählerne Brille tragender, asketisch wirkender Mann gesessen, dem die florentinische Ostersonne bereits einen kräftigen Nußton ins Antlitz gebrannt hatte, und in einem aufgeschlagenen Buch gelesen, kein Italiener wohlgemerkt, sondern der Wahrscheinlichkeit nach Schwede oder Norweger. Beide hatten sich in Augenschein genommen, der Romanzier — denn das war er wohl, und kein Skandinavier, sondern Schwabe — hatte mit interessierten Blicken

den jungen Bärtigen vermessen, um dann zu entscheiden, ihn nicht anzusprechen, obwohl der so Taxierte darauf zu hoffen schien. Und beide waren wieder ihrer Wege gegangen, Engelhardt hinauf zur San Miniato al Monte und der schwäbische Schriftsteller in eine einfache Gaststube im Stadtteil San Niccolò, wo er sich, in einer kühlen Ecke **niederlassend**, ein Stück Land-schenken und einen Viertelliter blutroten Valpolicella bestellt, an einem mit dem etwas schmucklosen Titel *Gertrud* versehenen Manuskript weitergearbeitet und den jungen Mann alsbald wieder vergessen hatte.

Engelhardt trank seinen Tee aus, besah sich in diesem Augenblick das dünne, kostbare chinesische Porzellan der Tasse in seiner Hand und die reiche, entgegenkommend lächelnde Frau dort auf dem Kanapee vor ihm, und er hörte das Wort *Kabakon* in seinem Kopf hauchen. Er setzte die Tasse vorsichtig auf das Tablett zurück und sagte, er würde die Insel unbesehen nehmen, sechzehntausend Mark zahle er in bar, für den Rest beleihe er, wenn es ihr belieben würde, seine eigene Produktion. Queen Emma dachte nicht lange nach, hier kam ein zartes Jesulein zu ihr, das ohne zu handeln sechzehntausend Mark für ein wertloses Inselchen zahlen und dann noch, rasch grob gerechnet, sich zwei Jahre verpflichten wollte, seine gesamten Erträge ihr zu überschreiben, und all dies für ein Stückchen Land, das sie einem Tolaihäuptling für zwei

alte Gewehre, eine Kiste Beile, zwei Segel und dreißig Schweine abgeschwatzt hatte. Sie streckte ihre Hand auf bezaubernde Weise aus, ohne aufzustehen, Engelhardt ergriff sie, und sie schlugen ein.

Ein Vertragswerk wurde vorbereitet, Kopien hin und her geschickt zwischen der Villa Gunantambu und dem Hotel Fürst Bismarck, von Hoteldirektor Hellwig (der seine rotgeäderte Nase und sein eines Ohr nur zu gerne in alles hineinsteckte) heimlich durchgelesen, von Engelhardt signiert und mit tintenblauem Daumenabdruck versehen. Es wurden Spaziergänge unternommen, einige Gläser Jod, drei Moskitonetze und zwei Stahlbeile gekauft sowie veranlaßt, daß ihm seine Bücherkisten nachgesandt wurden; sonst nahm Engelhardt nichts mit hinüber aus dieser prosaischen Welt in die Seine.

Die Sonne schien, ach, wie sie schien. Die Überfahrt mit der Dampfbarkasse nach Mioko verlief schnell und eindruckslos. Dort angekommen, wies ein mundfauler deutschrussischer Agent namens Botkin mit dem Daumen in Richtung eines bereitstehenden, an den Strand hochgezogenen Segelkanus und eröffnete ihm, dies sei seines, bitte sehr, er besäße nun davon sogar drei. Zwei Eingeborene kamen mit, man schwieg. Engelhardt streifte Sandalen und Strumpfsocken ab, nahm auf der Hinterbank Platz, und mit einer einzigen Vorwärtsbewegung kreuzten sie nach Kabakon, unter vollem Segel, das sich im Ostwind prächtig bauschte. Flie-

gende Fische begleiteten, silberne Parabeln springend, das Kanu. Er kostete die salzige Meeresluft, wackelte mit den nackten großen Zehen hin und her und schwor sich lächelnd, die Sandalen alsbald nicht wieder anzuziehen. Nach einer guten halben Stunde erschienen am Horizont die grünen Umrisse seines Eilandes. Einer der Männer deutete mit dem Stumpf seines Armes hinüber, blickte über die Schulter und offerierte dabei lächelnd Einblick auf sein perfektes weißes Gebiß, auf zwei dicht geschlossene, elfenbeinerne Zahnreihen.

Eine eigene Insel zu besitzen, auf der in freier Natur die Kokosnuß wuchs und gedieh! Es war Engelhardt noch gar nicht vollständig ins Bewußtsein vorgedrungen, doch jetzt, da das kleine Boot vom offenen Ozean in das stillere, transparente Gewässer einer kleinen Bucht glitt, deren hellgezauberter Strand von majestätisch hochragenden Palmen umsäumt war, begann sein Herz auf und nieder zu flattern wie ein aufgeregter Sperling. Meine Güte, dachte er, dies war nun wirklich seins! Dies alles!

Er sprang vom Kanu ins Wasser, watete die restlichen Meter an den Strand und fiel auf die Knie in den Sand, so überwältigt war er; und für die schwarzen Männer im Boot und die paar Eingeborenen, die sich mit einer gewissen phlegmatischen Neugier am Strand eingefunden hatten (einer von ihnen trug gar, als parodierte er sich und seine Rasse, einen Knochensplitter in

der Unterlippe), sah es aus, als sei es ein frommer Gottesmann, der dort vor ihnen betete, während es uns Zivilisierte vielleicht an eine Darstellung der Landung des Konquistadoren Hernán Cortés am jungfräulichen Strande von San Juan de Ulúa erinnert, allerdings gemalt, falls dies denn möglich wäre, abwechselnd von El Greco und Gauguin, die mit expressivem, schartigem Pinselstrich dem knienden Eroberer Engelhardt abermals die asketischen Züge Jesu Christi verleihen.

So sah die Besitznahme der Insel Kabakon durch unseren Freund ganz unterschiedlich aus, je nachdem von welcher Warte aus man das Szenario betrachtete und wer man tatsächlich war. Diese Splitterung der Realität in verschiedene Teile war indes eines der Hauptmerkmale jener Zeit, in der Engelhardts Geschichte spielt. Die Moderne war nämlich angebrochen, die Dichter schrieben plötzlich atomisierte Zeilen; grelle, für ungeschulte Ohren lediglich atonal klingende Musik wurde vor kopfschüttelndem Publikum uraufgeführt, auf Tonträger gepreßt und reproduziert, von der Erfindung des Kinematographen ganz zu schweigen, der unsere Wirklichkeit exakt so dinglich machen konnte, wie sie geschah, zeitlich kongruent, als sei es möglich, ein Stück aus der Gegenwart herauszuschneiden und sie für alle Ewigkeiten als bewegtes Bild zwischen den Perforationen eines Zelluloidstreifens zu konservieren.

Alles dies aber berührte Engelhardt nicht, da er ja gerade auf dem Weg war, sich nicht nur der allerorten beginnenden Moderne zu entziehen, sondern insgesamt dem, was wir Nichtgnostiker als Fortschritt bezeichnen, als, nun ja, die Zivilisation. Engelhardt tat einen entscheidenden Schritt nach vorne auf den Strand — in Wirklichkeit war es ein Schritt zurück in die exquisiteste Barbarei.

Die erste Hütte wurde nach Art der Eingeborenen errichtet. Nun erschien erstmals auch Makeli, ein vielleicht dreizehnjähriger Junge, der schüchtern, aber dickköpfig gegen Nachmittag durch die Mangroven gestapft kam, Engelhardts hellsandige Bühne betrat und dann nicht mehr von seiner Seite weichen wollte. Sechs Männer kamen und zeigten ihm, wie man Palmblätter miteinander verwob, um daraus ein Dach und Wände zu flechten. Sie schenkten ihm Früchte, und er stillte seinen Durst, man gab ihm ein Lendentuch, er zog sich nackend aus, sie hüllten seinen Unterleib damit ein und verknoteten die Enden unterhalb seines Bauchnabels, die Sonne stach mit erbarmungsloser Vehemenz vom Himmel, bald waren seine Schultern rotverbrannt.

Makeli wählte den Ort, an dem die Hütte stehen sollte, geschickt aus; man schlug eine Schneise vom Strand in den Busch, rammte einige Eckpfosten in den freigelegten morastigen Boden, den man vorher ein

paar Stunden durch Entfernung des Oberholzes an der Sonne ausgedörzt hatte, und begann nun, die derweil entstandenen Palmwedelmatten miteinander zu weben. Engelhardt, dessen Schüchternheit, die ihn in unserer Welt so lebensuntauglich erscheinen ließ, im Kreise dieser Wilden aber wie von einer frischen, launigen Brise weggepustet schien, beteiligte sich eifrig am gemeinsamen Flechtwerk. Ab und zu lief er hinab zum Ufer und schöpfte sich beidhändig kühlendes Meerwasser auf die brennenden Schultern. Dann liefen kleine Kinder mit, die nackend und kreischend und feixend sich vor ihm in die Fluten warfen, und Engelhardt lachte mit ihnen.

In der ersten Nacht lag er auf dem Sandboden, den er sich selbst in seine Hütte, auf den morastigen, immer noch leicht feuchten Lehm Boden hineingeschaufelt hatte, und befand nach einigen unangenehmen Körperdrehungen und -wälzungen, daß er fortan lieber erhöht auf einem Bettgestell oder einer Bastpritsche schlafen wolle. Der Sand war zwar weich, rieselte ihm aber, machte er es sich in der fötalen Seitenlage bequem, ins Ohr hinein. Lag er hingegen auf dem Rücken, so war ihm, als werde sein Hinterkopf und das darunter befindliche lange Haar aufs Ärgersichste vom Sand gekratzt (das Haargummi hatte sich durch Feuchtigkeit und Hitze in zerbröckelnde Bestandteile aufgelöst). Und kaum hatte er sich beruhigt, nun könne

eben heute nacht nichts mehr geschehen, was ihm den Schlaf erträglicher mache, und morgen früh werde man schon sehen, wie ein Bett zu zimmern sei — über diese ihm buddhistisch erscheinende, eigene Indifferenz dem Unbehagen gegenüber war er fast zufrieden lächelnd eingeschlummert —, wurde er Hunderter Moskitos gewahr, die es sich auserkoren hatten, seine Haut mit Dutzenden, äußerst schmerzhaften Stichen zu malträtieren. Hilflos und kümmerlich schlug er im Dunklen eine ganze Weile nach ihnen und zündete dann eine Kokosfasermatte an, deren starke Rauchentwicklung zwar erfolgreich die Mücken aus seiner Hütte vertrieb, ihn aber so ungezügelt husten ließ und ihm gleichzeitig erstickende Tränen in die brennenden Augen trieb, daß er sein Gesicht in einer Sandkuhle vergrub und wütend die Stunden abwartete, bis endlich das erste Sonnenlicht durch die Löcher in den fransigen Bastwänden drang.

Am nächsten Spätnachmittag entsann er sich der aus Herbertshöhe mitgebrachten Moskitonetze, packte eines aus der Kartonage, entfaltete es und hängte es mit großer Umsicht an die Wände und Decke seiner Basthütte. Einen kleinen Riß, der dabei entstand, flickte er mit zwei, drei geschickten Vernähungen. Dann legte er sich probeweise darunter und lächelte über seine Unbeugsamkeit, ein anderer hätte wohl überlegt, wieder abzureisen. Er fürchtete sich in höch-

stem Maße vor dem Fieber und hoffte inständig, er sei gestern nacht nicht von einem infizierten Insekt gestochen worden, andererseits sei dies eben der Preis, den man hier zu zahlen habe. Im Fränkischen gebe es wenige Krankheiten, deren Verlauf so entsetzliche Auswirkungen zeitigte, dafür müsse man aber dort unter einer Durchseuchung des Geistes leiden, einer inneren, unheilbaren Morschheit, deren zersetzende Kraft sich wie ein Krebsgeschwür durch die Seele zu fressen vermochte.

Nun kommt man nicht umhin zu sagen, daß die Bewohner von Kabakon gar nichts von dem Umstand wußten, daß die kleine Insel, auf der sie seit Menschengedenken lebten, auf einmal nicht mehr ihnen gehörte, sondern dem jungen *waitman*, den sie auf Geheiß des Agenten Botkin freundlich aufgenommen, ihm eine Hütte gebaut und ihm Früchte gebracht hatten. Und anfangs war es beileibe nicht Engelhardts Absicht, sich zu gebärden wie ein besonders gestrenger Inselkönig, doch als er eines Spätnachmittags von einem Erkundungsgang rund um die beiden bewaldeten Hügel zurück zu seiner Hütte spazierte, erwartete ihn folgende Szenerie: Dort, auf einer Lichtung, hatte ein Bub ein pechschwarzes Ferkel eingefangen, das am Schwanz herbeigezerrt wurde. Ein junger Mann trat hinzu, hob seine schwere Holzkeule und ließ sie krachend auf den Kopf des Borstentieres niedersausen, das sofort

mit einem erbärmlichen Quieken tot zusammenbrach. Nun fielen drei, vier schwarze Frauen über das Schwein her, öffneten mit einer scharfen Scherbe dessen Leib, warfen die Eingeweide zur Seite und kratzten das Innere kundig aus.

Engelhardt, der sich einerseits als Herr über das Eiland und somit auch über das Tun und Lassen seiner Einwohner wähnte, andererseits aber auch die Sitten der Eingeborenen dulden wollte, trat beherzt dazwischen, entwand der Frau, die das Schnittwerkzeug führte, die spitze Scherbe und warf diese in hohem Bogen in den Busch. Dabei rutschte er auf einem Stück Darm aus und fiel bäuchlings in die sandige Blutlache. Dies war, nebenbei bemerkt, seine Rettung, denn anstatt den schwächtigen *waitman* das gleiche Schicksal wie das Schwein ereilen zu lassen (der Bursche mit der Keule war bereits einen Schritt vorgetreten), begannen alle auf der Lichtung aus vollstem Halse über Engelhardts Kapriole zu lachen. Dieser stand auf, über und über mit Blut besudelt, sich den dunkelroten Sand aus den Augen reibend, und der Eingeborene mit der Keule ließ diese sinken, nahm lachend Engelhardts Hand in die seine, klopfte dem Deutschen kameradschaftlich auf die Schulter, und fortan war klar, daß die Tierschlachtungen auf der anderen Seite der kleinen Insel vorgenommen würden. Engelhardt sei, so erzählten sich die Eingeborenen untereinander, ein größerer

waitman als man gedacht habe, Mut habe er bewiesen dazwischenzugehen, auch wenn sie nicht recht verstanden, warum er nicht wolle, daß man Schweine töte und *ausnahm*. Engelhardt — so war man sich untereinander nun einig — besitze den Zauber *mana*, und er dürfe auf Kabakon bleiben, solange er es für richtig hielt.

Am nächsten Morgen standen an die vierzig Männer vor Engelhardts Hütte und gaben ihm in einem Kauderwelsch aus Kuanua, Unserdeutsch und Pidgin zu verstehen, daß sie gedachten, für den Deutschen zu arbeiten. Man wolle bei ihm in Lohn und Brot stehen und die Kokosnüsse von den Bäumen sammeln und verarbeiten. Engelhardt stellte sich auf ein Stück Treibholz und trug in einer pantomimischen Ansprache vor, daß er um Himmels willen kein Missionar sei, sich auf ihren Fleiß freue, daß er pünktlich bezahlen werde, daß die Kokosnuß und die Palme heilig seien und daß er gedenke, sich nur von ihr zu ernähren. Deshalb dulde er in seiner Nähe kein Fleisch und verlange auch von seinen Arbeitern (hier hielt er kurz *inne* — ging er vielleicht zu *weit?*), zumindest während der Arbeit auf seiner Plantage kein Schweinefleisch und keine Hühner zu essen. Die Männer nickten verständnisvoll, zumal der Genuß dieser Tiere den alljährlich stattfindenden Festen vorbehalten war und man tagsüber ohnehin nur Yamswurzel kaute, allenfalls einige

Kokosnüsse trank wie Engelhardt selbst. Ob etwa Eier erlaubt seien, wollte einer der Männer wissen, und ein anderer fragte nach, wie es mit dem Rauchen stehe. Und dürfe man denn vielleicht Schnaps trinken? Engelhardt gab bereitwillig Antwort, und es schien ihm, als verstünden seine neuen Arbeiter die ganze Sache als amüsantes Spiel. Vom Baumstamm herunterspringend sagte er, es sei jetzt genug der Fragen, und seine Insulaner schienen augenblicklich die Autorität zu akzeptieren, mit der er ihnen das ab jetzt für sie geltende Kabakonsche Regularium nahebrachte.

Mit einem Schlag schien Engelhardt seine Furcht besiegt zu haben, die Furcht vor dem Ungewissen, seine Angst davor, nicht genug Geld oder Nahrung zu haben, davor, was seine Mitmenschen von ihm dachten, die Angst, er würde lächerlich scheinen, Angst vor der Einsamkeit, Angst davor, ungeliebt zu sein oder das Falsche zu tun — all dies war von ihm abgefallen wie die Kleidung, die er nicht mehr trug oder nicht mehr zu tragen vermochte, da die Hosen und Hemden (selbst den Wickelrock nahm er nun auf seinen Strandspaziergängen ab, zögerlich zuerst, dann mit immer größerer Selbstverständlichkeit) ihm als Symbole einer überholten, lange müde gewordenen Außenwelt erschienen. Er lebte in einer makellosen *splendid isolation*. Keiner nahm von seiner Nacktheit auch nur die geringste Notiz. Seit dem Zwischenfall mit dem Ferkel

respektierte man ihn, entbot ihm einen freundlichen Morgengruß, wenn man ihn im Wald traf, und behandelte ihn wie einen der Ihren. Er trug tatsächlich den Zauber *mana* in seiner jungen Brust.

Gemeinsam mit dem jungen Makeli streifte er nackt über die Insel, nur einen Sack über der Schulter, und der Eingeborenenjunge zeigte Engelhardt die Stellen, die für ihn *tabu* waren, meist Bestattungsorte der Ahnen oder bestimmte Lichtungen. Sie rüttelten an den borstigen Palmenstämmen, bis genug Früchte herabgefallen waren. Man brauchte sich nur zu bücken, um die Kostbarkeiten aufzulesen! Makeli zeigte ihm, wie man sich mittels eines Kokostaues, das um den Leib geschlungen wurde, den Stamm bis in die Krone hinaufhebeln konnte, um dort, ein Messer in den geschickten Händen, an all die köstlichen Nüsse zu kommen, die sich nicht durch Abrütteln allein zu Fall bringen ließen.

Nach Einbruch der Dunkelheit setzte er sich mit Makeli auf den Sandboden seiner Hütte und las dem Jungen im Lichte einer tranigen Kokosöl-Funzel aus einem Buch vor, und obwohl dieser zuerst fast nichts verstand, lauschte er doch aufmerksam dem fremden Klang der Worte, die aus den sachte geblätterten Seiten des Buchs — durch Engelhardts sich dazu bewegend Lippen — Gestalt annahmen; es war eine deutsche Übersetzung von Dickens' *Großen Erwartungen*,

und allmählich schien sich der junge Insulaner an die fremde Sprache zu gewöhnen und jene allabendlichen Vorlesestunden regelrecht herbeizusehnen.

Makeli hatte zwar schon oft einem aus einer deutschen Bibel lesenden Prediger gelauscht, doch dies war etwas ganz anderes, denn Engelhardts Laute waren wohlklingender, freundlicher und süßer, das eine oder andere Wort schnappte er auf; am allerliebsten schienen ihm die Beschreibungen des Hauses der verschrobenen Jungfer Miss Havisham, die in ihrem spinnwebbehangenen Schlafzimmer selbst wie eine uralte, misanthropische Spinne saß und mißmutig dreinschauend Besuch empfing. Der Junge versuchte zu verstehen; manche Worte auf Unserdeutsch wiederholend, andere sich selbst ins Pidgin übersetzend, bildeten sich schon nach einigen Wochen des Zuhörens knappe deutsche Sätze auf seinen Lippen.

Doch dies war Spiel und Zeitvertreib — die Eingeborenen arbeiteten ihrerseits überaus tüchtig: Die Nüsse wurden mit großen Fangkörben eingesammelt, in Scheiben geschnitten und auf gezimmerten Gerüsten, durch ein Regendach aus Palmbllättern geschützt, an der Sonne getrocknet, dann in einer prähistorisch anmutenden Mühle, die aus wenig mehr als grob behauenen Felsblöcken bestand, zu Öl gepreßt, das wiederum in Holzfässer gefüllt und mit der Engelhardtschen Segelkanuflotte nach Herbertshöhe verbracht wurde.

Dort wurde es durch Filtern und Erhitzen verfeinert und in Flaschen abgefüllt, die sich Engelhardt von der allgegenwärtigen Forsayth & Compagnie geliehen hatte. Ab und an ankerte draußen, vor dem weiß bebrandeten Bogen des Riffs, ein Frachtschiff und nahm die unverarbeitete Kopra an Bord. Seine Arbeiter bezahlte Engelhardt wie versprochen pünktlich. Anfangs verlangten sie, daß er ihren Lohn in Muschelgeld oder Tabak ausbezahle, später, als sie erfuhren, was man sich in Herbertshöhe alles anschaffen konnte, mußte es die Mark sein. Um kein deutsches Geld auf seinem Eiland verstecken zu müssen, stellte er ihnen einfache Schuldscheine aus, die er signierte und ihnen zur Einlösung in der Hauptstadt anempfahl. Und alle zwei Monate fuhr er im Wickelrock selbst hinüber und bezahlte, unter den mißbilligenden Blicken der weißgekleideten Pflanzer und ihrer Gattinnen, die Schulden seiner Arbeiter.

IV

Wann tauchte unser Freund eigentlich das erste Mal an die Oberfläche der Weltenwahrnehmung? Allzu wenig ist über ihn bekannt, doch blinken im Erzählstrom, hell unter Wasser blitzenden, flinken Fischen gleich, Personen und Ereignisse auf, deren Existenz er sozusagen flankiert, als sei Engelhardt eines jener kleinen Wesen, die man Labrichthyini nennt, die anderen, größeren Raubfischen die Haut putzen, indem sie sie von Parasiten und Schmutz befreien.

Wir sehen ihn, abermals in einem Zuge etwa, nun aber von — Augenblick — von Nürnberg nach München reisend, dort hinten ist er doch, stehend, dritter Klasse, die schmale, für sein junges Alter schon recht sehnige Hand auf einen Wanderstock gestützt.

Das alte Jahrhundert neigt sich unwirklich rasch seinem Ende zu (eventuell hat das neue Jahrhundert auch schon begonnen), es ist fast Herbst, Engelhardt trägt, wie allerorten in Deutschland, wenn er nicht nackt ist,

ein langes, helles, baumwollenes Gewand und römisch anmutendes, geflochtenes, nicht aus Tierleder gefertigtes Schuhwerk. Seine Haare, beiderseits des Antlitzes offen getragen, reichen hinunter bis zum Sternum, über den Arm trägt er einen Weidenkorb mit Äpfeln und Pamphleten darin. Kinder, die in der Eisenbahn mitfahren, ängstigen sich erst vor ihm, verstecken sich, ihn beobachtend, auf der Plattform zwischen den Waggons der zweiten und dritten Klasse, dann lachen sie ihn aus. Ein Mutiger bewirft ihn mit einem Stück Wurst, verfehlt ihn aber. Engelhardt liest geistesabwesend murmelnd in einem Fahrplan die ihm noch aus Kindertagen vertrauten Namen der Provinzstädte und blickt dann wieder geradeaus auf die vorbeisauende bayerische Landschaft, irgendein Feiertag ist heute, die durchschnellten Landbahnhöfe sind sämtlich mit schwarzweißroten Wimpeln fidel beflaggt, dazwischen hängt das weniger martialische, helle Blau seiner Heimat. Engelhardt ist kein politisch interessierter Mensch, die großen Umwälzungen, die das Deutsche Reich in diesen Monaten durchmißt, lassen ihn völlig kalt. Zu weit entfernt schon hat er sich von der Gesellschaft und ihren kapriziösen Launen und politischen Moden. Nicht er ist der Weltfremde, sondern die Welt ist ihm fremd geworden.

Im vormittäglichen München angekommen, besucht er in Schwabing seinen Genossen Gustaf Nagel,

langhaarig wandeln sie, in Leinentücher gewickelt, unter dem lauten Spott der Bürger über den spätsommerlichen Odeonsplatz. Ein besäbelter Gendarm überlegt kurz, ob er sie festnehmen soll, entscheidet sich dann aber rasch dagegen, er will sein Glas Feierabendbier nicht durch zusätzliche Schreibarbeit schal werden lassen.

Die Feldherrnhalle, jene florentinische Parodie dort drüben, kaum eines Blickes gewürdigt, steht mahnend, ja beinahe lauernd im spektralen Münchner Sommerlicht. Nur ein paar kurze Jährchen noch, dann wird endlich auch ihre Zeit gekommen sein, eine tragende Rolle im großen Finsternistheater zu spielen. Mit dem indischen Sonnenkreuze eindrücklich beflaggt, wird alsdann ein kleiner Vegetarier, eine absurde schwarze Zahnbürste unter der Nase, die drei, vier Stufen zur Bühne ... ach, warten wir doch einfach ab, bis sie in äolischem Moll düster anhebt, die Todessymphonie der Deutschen. Komödiantisch wäre es wohl anzusehen, wenn da nicht unvorstellbare Grausamkeit folgen würde: Gebeine, Excreta, Rauch.

Nichtsahnend sonnen sich Nagel und Engelhardt Beine und Schenkel, die Gewänder hochgerafft, eine Weile von müden Bienen umsummt, im Englischen Garten, hernach fahren sie gemeinsam nach Murnau hinaus, südlich der Tore Münchens gelegen, und suchen dort, es wird Abend, einen befreundeten Land-

wirt auf, der es sich in den vierschrötigen Kopf gesetzt hat, den ganzen lieben Sommer lang die bauerlichen Arbeiten nackend zu verrichten. Mahagonibraun steht er vor ihnen am Gatter, hutlos, vor Muskelkraft strotzend, schon reicht er den beiden schwächtigen Studierten zum Gruß die kräftige Pranke. Obgleich bereits September, zieht man sich die Gewänder aus, nimmt Platz am einfachen Holztisch vor dem Hof, die brave Ehefrau des Bauern bringt ihrem Mann Brot, Fett und Schinken und den beiden Besuchern **Apfel** und Trauben, beim Aufdecken pendeln ihre nackten Brüste wie schwere Kürbisse über dem Tisch. Eine Magd, ebenfalls nackt, tritt auf Einladung des Bauern **hinzu**. Unser Freund legt ein paar Pamphlete hin, man erfreut sich an der Gemeinsamkeit der Sonnenfreunde, ißt von den Früchten, im Baum über ihnen singt fröhlich ein **Pirol**.

Sogleich spricht Engelhardt von der Kokosnuß, die freilich weder der **Landmann**, seine Frau noch die Magd jemals gekostet oder gesehen haben. Er kündigt von der Idee, den Erdenball mit **Kokos-Kolonien** zu umringen, spricht, sich von seinem Sitz erhebend (denn seine fast pathologische Schüchternheit verfliegt, wenn er als Rhetor vor offenen Ohren seine Sache **vertritt**), von der heiligen Pflicht, dereinst im Palmentempel nackend der Sonne zu huldigen. Nur hier — und er weist mit ausgestreckten Armen um sich — ginge es lei-

der nicht, zu lang der menschenfeindliche Winter, zu eng die Stirnen der Philister, zu laut die Maschinen der **Fabriken**. Engelhardt steigt von der Bank auf den Tisch und wieder herab, sein Credo hinausrufend, daß lediglich die Länder unter ewiger Sonne überleben werden und dort nur diejenigen Menschen, die die heilsamen und segensreichen Strahlen des Zentralgestirns vom Bekleidungsstoff ungehindert über Haut und Haupt streicheln lassen. Einen guten Anfang hätten die Brüder und Schwestern gemacht, aber sie müßten doch bitte ihren Hof verkaufen und ihm nachfolgen, aus dem Bayernland wie weiland Moses aus Ägypten, und Schiffspassagen buchen zum Äquator **hin**.

Ob es denn Mexiko oder gar Afrika sein **soll**, will Nagel wissen, während das Bauernpaar sich andächtig lauschend weitere Brote schmiert. Engelhardt ist, bemerkt Nagel, besessen von seinen Ideen; sie sind wie ein kleiner, mit spitzer Zahnreihe reißender Dämon, der von ihm Besitz ergriffen hat. Er fragt sich kurz, ob Engelhardt wohl noch ganz bei Trost ist. Mexiko – nein, nein, die Südsee muß es sein, nur dort kann, nur dort wird ein Anfang gemacht werden. Hoch in den weiß-blauen Himmel stehend schnellt der Zeigefinger, hinab auf den Holztisch hämmert Engelhardts schmales Fäustchen. Obwohl das blendende Sfumato seiner Ideenwelt mit großem demagogischen Können aufgetragen wird, bleibt, so scheint es, wenig hängen

beim braven Bauernpaar, zu wild winden sich die Serpentina der Engelhardtschen Phantasie.

Später dann, des Nachts, im Heuschaber, in dem es nach dem Staub des langen Sommers duftet, liegen Nagel und Engelhardt nebeneinander, im Flüsterton diskutierend, Pläne schmiedend und wieder verwerfend, und Nagel merkt, wie sehr er den Nürnberger schätzt und um wieviel radikaler als seine eigenen doch dessen Gedanken in die Welt hineindrängen. Eine Katze mault droben in der Dunkelheit des Gebäcks. Nagel überlegt ernsthaft, seinem Freund in die Kolonien nachzufolgen, dafür spräche, daß der jahrelang ertragene Spott, der täglich über ihm ausgegossen wird, ihm langsam das Gemüt zu zerdrücken droht, er zu zweifeln begonnen hat an der Richtigkeit seines Handelns und Engelhardt ihm mitsamt seiner Besessenheit wie ein Führer erscheint, der kraft seines Leuchtens ihn, Nagel, aus der düsteren Wüstenei Deutschlands in ein liches, sittliches, reines Land zu leiten verstünde, nicht nur metaphorisch, sondern in realitas — aber andererseits, und Nagels Anima erblickt schon die Pforten des Schlummerlandes, ist er auch schlicht und einfach zu faul, sich einmal rund um den Erdenball zu begeben, um am anderen Ende der Welt ein neues Deutschland zu erschaffen. Nein, er wird, sinniert er, kurz bevor das Schattenreich ihn empfängt, fortan seinen Namen klein schreiben, überhaupt auf Groß- und

Kleinschreibung verzichten, alles immer klein schreiben, so: gustaf nagel. Das soll seine Revolution sein, dann kommt der Schlaf.

August Engelhardt wird nun weit im Norden wiedergesehen, Berlinwärts reisend, er hat sich von Gustaf Nagel in inniger Verbundenheit am Münchner Hauptbahnhof getrennt, beide haben jeweils die Unterarme des Gegenübers ergriffen. Nagel rät ihm noch, die Reise nach Preußen doch aus ideologischen Gründen per pedes zu unternehmen, doch Engelhardt erwidert, er müsse Zeit sparen, da er in der Südsee noch so viel vorhabe, und sollte sein Freund es sich doch noch anders überlegen, er ihm immer und aufs Allerherzlichste willkommen sei.

Engelhardt, der nun das Kaiserreich mit Schnellzügen durchmißt, überlegt es sich kurz vor Berlin ebenfalls anders, umfährt links jenen gigantischen, monströsen Ameisenhügel und besteigt eine Bahn nach Danzig, auf Holzbänken schlafend, geduldig Verbindungen abwartend, abermals umsteigend, immer wieder, erreicht dann Königsberg, Tilsit, fährt nun wieder nordwestlich, Richtung **Kleinlitauen**.

Dort, vom Zug im ostpreußischen Memel ausgespuckt, Stab und Beutel geschultert, spaziert er, das trübe backsteinerne Städtchen verlassend, durch vom Nordwind durchpustete Birkenhaine, kauft Johannisbeeren und Pilze von einem sich bekreuzenden rus-

sischen Mütterlein, das ihn in seinem Büßergewand für einen der Orthodoxie abtrünnigen Molokanen hält, nimmt die schlanke, milchig-weiße Holzkirche, die drüben den Anfang des Haffs markiert, in Augenschein, marschiert südlicherwise auf die Nehrung, weiter wandernd sich fragend, ob vielleicht hier des Deutschen Seele herstamme, hier, von jenem unendlich melancholischen, einhundert Kilometer langen, sonnenbeschienenen Dünenstrand, an dem er sich, etwas scheu zuerst, dann zunehmend selbstsicher auszieht, sein Gewand und seine Sandalen in eine Sandmulde legt (es ist nun früher Abend) und, sich und seine Nacktheit vor einem in einiger Entfernung schlendernden, in feines weißes Tuch gekleideten Sommerfrischlerpaar verbergend (er Redakteur des *Simplicissimus*, leicht ironischer Zug am Munde unterm Schnauzbart, gestikulierend, sie freigeistige, ihm nickend zustimmende Mathematikerstochter in selbstentworfenem Kleide), nun bis lange nach Verschwinden des Paares und dem Herabsinken der Dunkelheit hinaus aufs baltische Meer starrt, den Plan, für immer und alle Zeiten in die Deutschen Überseegebiete im Stillen Ozean zu reisen, langsam in sich reifen lassend wie ein Kindlein, das aus farbigen Holzklötzchen ein immenses Schloß zu bauen sich angeschickt hat. Niemals zurückzukehren, nimmermehr. Eine traurige litauische Melodie verweht noch über der Nehrung, un-

nahbar wie die am Firmament blaß blinkenden Sterne und doch unermesslich vertraut, lieblich und heimelig: *Wuchsen einst fünf junge Mädchen schlank und schön am Memelstrand. Sing, sing was geschah? Keines den Brautkranz wand. Keines den Brautkranz wand.*

Des Morgens kommen drei Polizisten mit Säbeln und zementieren Engelhardts Entschluß. In Memel hat noch am Abend der Redakteur, der den Nudisten am Strand sehr wohl gesehen, Anzeige erstattet. Da liege ein langhaariger Vagabund in den Nehrungen herum, splitterfasernackt, kaum drei Kilometer südwärts den Dünenstrand hinunter. Der Redakteur habe seine Verlobte geschickt in einiger Entfernung um den Delinquenten herummanövriert, sie im entscheidenden Moment abgelenkt, indem er ihr eine Schar Zugvögel oder dergleichen am Horizont gezeigt habe, und es wäre doch ein Ding der Unmöglichkeit, man müsse ihn festnehmen, nein, betrunken sei er nicht erschienen.

Engelhardt erwacht, lugt aus der windgeschützten Kuhle, die er sich am Abend noch gegraben, und sieht drei Stiefelpaare vor sich stehen, in denen Uniformhosen stecken, leicht fröstelt in ihm noch die Sommernacht, man wirft eine zerlumppte Decke hin und befiehlt in barschestem, litauisch gefärbten Kommandeurston, ihnen nach Memel zu folgen, der Lorbas sei unter Arrest gestellt, Erregung öffentlichen Ärgernisses sei noch das Geringste, weswegen man ihn anzuklagen gedenke.

Einer der Gendarmen, er ist nicht der Hellste, stellt Engelhardt, kaum hat sich dieser berappelt, die kratzende Armeedecke umgewickelt und ist aufgestanden, ein bestiefeltes Bein, so daß er stolpert und erneut nach vorne in den Sand fällt. Boshafte Gelächter. Im Grunde sind alle drei nicht die Hellsten. Als er so vor ihnen am Boden liegt, steigt ihnen eine animalische Lust an der Unterdrückung zu Kopfe (denn es sind beflissentliche deutsche Untertanen), sie beginnen ihn zu treten und mit Fäusten zu bearbeiten, der Anführer schlägt ihm mit dem Säbelknauf auf den Rücken, da Engelhardt sich zu einem Knäuel zusammengerollt hat, um den Schlägen zu entgehen. Er flüchtet sich in eine weiß schäumende, surrende Ohnmacht.

Nachdem sie ihn ins säubernde Meer getaucht haben, da ihnen mit einem Mal bewußt wird, daß sie Unrechtes begehen und Engelhardt sich nicht mehr rührt, kämmen sie ihm die zerzausten Haare, wischen das immer noch austretende Blut von Mund und Nasenlöchern, ziehen ihm Kittel und Sandalen an, die sie unweit der Sandkuhle entdecken, und verbringen ihn (halb wird er getragen, halb läuft er selbst) auf die Wache nach Mempel, wo er, der Landstreicherei und der Unsittlichkeit angeklagt, eine durchaus qualvoll zu nennende Nacht auf einer harten Holzbank verbringt, mit einem Auge stundenlang die hintersten Deckenwinkel der Arrestzelle vermessend (das andere Auge ist zugeschwollen).

Der Redakteur und seine Braut sind noch tagsüber Richtung München abgereist, der Vorfall ist schon fast vergessen, man sitzt sich im Speisewagen des angrenzenden *wagon-lit* gegenüber, die eisenbahnbedingten Flecken einer in leichtem Übermut bestellten, ganzen Flasche Trollinger färben das Tischtuch violett, die Konversation verläuft nicht eben fließend, sei es aus Müdigkeit oder gar aus bereits jetzt antizipierter, nach Jahren der Ehe einsetzender Langeweile. Der Blick des Redakteurs fällt leicht unenthusiasmirt nach links, durch die sich verdunkelnde, von Minute zu Minute spiegelähnlicher werdende Zugscheibe hinaus, auf die verblassende ostpreußische Ebene, und er wird plötzlich der fast knabenhaft schmalen Schultern des gestern am Strande liegenden, nackten jungen Mannes gewahr, und er erkennt in diesem Augenblick den eigentlichen Grund, weswegen er Anzeige erstattet hat, und daß sein gesamtes zukünftiges Leben von einer schmerzhaften Selbstlüge überlagert sein wird, sein muß, deren Gewaltigkeit alles verfärben wird bis zu seinem Todestag — die noch ungeborenen Kinder, die Arbeit (denn in ihm reifen mehrere Romane), das jetzt noch amüsierte Verhältnis zum Ideal seiner eigenen Bürgerlichkeit und die nun schon einsetzende Abscheu vor den auf dem Speisewagentisch gefalteten, in eleganter Ruhe liegenden Händen seiner geduldig lächelnden Verlobten, die ihrerseits in jahrzehntelanger

Ahnungslosigkeit verharren wird, obgleich natürlich ihr eigener Hang, sich mit einer gewissen Unweiblichkeit zu geben und zu kleiden, der jungen Frau vielleicht jetzt schon, am Anbeginn ihrer Beziehung, einen Anhaltspunkt vis-a-vis den tatsächlichen Neigungen ihres Anversprochenen hätte geben können.

August Engelhardt kommt am Nachmittag des nächsten Tages frei; eine Abordnung von Bürgerrechtlern hat den weiten Weg aus Danzig nicht gescheut, unter ihnen befindet sich ein am Leipziger Reichsgericht zugelassener Advokat, der, sich zur Arrestzelle Zugang verschaffend, lediglich einen kurzen Blick auf Engelhardt und seine Blessuren wirft und sofort den Memeler Schutzmännern eine mit erboster Donnerstimme vorgetragene Philippika um die Ohren dröhnt: Sie könnten froh sein, wenn sie sich am Abend noch im Amt befänden und nicht schon in Ketten, entehrt und ihren Uniformen für immer entsagt, unterwegs in ein Verlies des speziellen Polizeipurgatoriums (wo auch immer sich dies befinden möge).

Die vollends überforderten Gendarmen flattern aufgeregt durch die Amtsstube, verschiedenfarbige Papiere und Durchschläge wehen umher, jener Konstabler, der Engelhardt am Strand zuerst das Bein gestellt, salutierte gar dem Advokaten untertänigst, als sei der seine Majestät der Kaiser persönlich. Sie beeilen sich, Engelhardt sofort freizugeben, fast tragen ihn dann die

Bürgerrechtler auf Händen aus der Memeler Wache, *Vivat!* rufend, *Freiheit!* und *Nieder mit der Gewalt!*

Eine Ansammlung Bürger findet sich auf dem Marktplatz zusammen, fünfzig, sechzig sind es wohl, deren Zahl um einiges größer aussieht, als sie in Wirklichkeit ist, und während der Bericht von der Mißhandlung des Einsiedlers von Ohr zu Ohr weitergegeben und mit jedem neuen Erzählen minimal verändert wird, so daß schlußendlich die Nachricht geht, ein auf der Durchreise befindlicher katholischer Pfarrer aus **Avignon** sei in örtlicher Polizeigewalt gefoltert worden und daß der inzwischen herbeigeeilte Bürgermeister bereits tatsächlich in Tilsit um Ablösung und Ersatz für die inzwischen untragbar gewordene Memeler Gendarmerie ersucht habe.

Engelhardt ist in ein Erster-Klasse-Abteil der Preussischen Staatsbahn manövriert worden, dort hat man ihn auf kühlende Laken gebettet, zwei Daunenkissen unter den Kopf geschoben und, nachdem er mit angewiderter Geste die frische Kuhmilch verweigert, die ihm der mitreisende Arzt fürsorglich gereicht, ihm einen Schoppen naturtrüben Apfelsaft zu trinken gegeben, während eine einnehmende und auf ihre Art durchaus auch anmutige, friesische **Bürgerrechtlerin** (im sich über ihren gewaltigen Busen wölben-den, gestärkten Kittel) ihm den erschlafte(n) Handrücken tätschelt. Sie riecht, so dünkt es Engelhardt,

leicht säuerlich, vielleicht ist es aber auch nur das verschmähte, ruckelnde Glas Milch, drüben in der Ecke des Abteils, in dessen konvexer Opazität sich gar nichts spiegelt. Ich glaube nicht, daß er jemals einen Menschen wirklich geliebt hat.

Berlin ächzt unter einem nun schon Wochen andauernden Hochdruckgebiet, das sich, vom Türkischen Reich kommend, durch Zentraleuropa hochschiebend dergestalt knebelnd über die Stadt gelegt hat, daß eine gegen das Hitzediktat meuternde Bevölkerung Eiswagen kapert, man nasse Handtücher auf dem Kopf trägt und Löschfahrzeuge zum Zoologischen Garten abkommandiert werden, um dort die vor Hitze und Durst heulenden Tiere mit Schläuchen zu beduschen. Als Engelhardts Danziger Zug jedoch im Schlesischen Bahnhof einfährt, ist es, als stecke man eine Nadel in einen Luftballon; binnen Minuten platzt die Hitzeblase, türmende Wolken ziehen herauf, stapeln sich über der Stadt, augenblicklich gießt und schüttet es in ungeahnten, schier unmöglichen Fluten. Wasserströme purzeln in Kaskaden herab, der Regen ist stellenweise so undurchdringlich, daß er wie eine aquatische, feste Wand die Häuserfronten an den Straßenecken miteinander vereint, ein Regenschirm aus leichtem Musselin nutzt da herzlich wenig, man hüllt sich in schwarz gummierte Regencapes (deren für die Lackierung benötigtes Kautschuk samt und sonders aus den bestiali-

schen Sklavenpflanzungen Belgisch-Kongos importiert wird) und schreitet, schräg stolzierenden Krähen gleich, gegen den prasselnden Regen, der bald von seitwärts weht, bald von oben schüttet, bald von hinten anschiebt. Die Stadt ist eine einzige Baustelle, manns-tiefe Löcher verhindern das geordnete Vorwärtskom-men, nun laufen diese auch noch mit Brackwasser voll. Sibirische Händler bieten ihren durchnässten Tand auf dem Alexanderplatz an, dort gibt es auch eine äußerst preiswerte, meist aus Abfällen und schimmeligem Mehl bestehende Bratwurst, die im Regen sofort zerfällt. Die Elektrische schiebt sich ächzend und funkenschla-gend an anständigen Bürgern vorbei, die, aufs Trittbrett springend, den allerheftigsten Schauern zu ent-kommen suchen; himmelwärts reckende, triefende, eiserne Kräne allerorten — so empfängt ihn Berlin, jene in den märkischen Sand eingerammte, Reichs-hauptstadt spielende Provinzmetropole.

Nachdem er erfahren hat, daß Silvio Gesell, den er hier in Berlin um Rat zur Gründung einer geldfreien, vegetarischen Gemeinschaft angehen wollte, inzwischen nach Argentinien ausgewandert ist, entkommt Engelhardt der kleinen Schar seiner Befreier im Gewu-sel des Schlesischen Bahnhofs, springt in einen Pferde-omnibus und entledigt sich der Verbände, die ihm das halbe Augenlicht genommen. Er kann wieder sehen, sehr gut sogar, trotz des Regens. Und sein Entschluß

steht fest: dieser vergifteten, vulgären, grausamen, vergnügungssüchtigen, von innen heraus verfaulenden Gesellschaft, die lediglich damit beschäftigt ist, nutzlose Dinge anzuhäufen, Tiere zu schlachten und des Menschen Seele zu zerstören, adieu zu sagen, für immer, das wird er tun.

Ein paar Haltestellen weiter, am Alexanderplatz, lehnt ein durchnässter Berliner an einer Hauswand und ißt, mesmerisiert kauend, eine jener labberigen Bratwürste. Das gesamte Elend seines Volkes steht ihm ins Gesicht geschrieben. Die überfettete, gleichgültige Trostlosigkeit, das graue Lamentat seiner borstig geschnittenen Haare, die öligen Wurstsprenkel zwischen seinen groben Fingern — eines Tages wird man ihn so malen, den Deutschen. Engelhardt, ebenso hypnotisiert, fixiert ihn, während der Omnibus durch die Wasserwand vorbeirattert. Für eine Sekunde ist es, als ob ein glühend heller Strahl die beiden verbindet, Erleuchteter und Untertan.

V

Da wir uns nun bemüht haben, von der Vergangenheit unseres armen Freundes zu erzählen, werden wir im Folgenden also, einem ausdauernden und stolzen Seevogel gleich, dem das Überfliegen der Zeitzonen unseres Erdenballs vollends konsequenzlos erscheint, ja diese weder wahrnimmt noch darüber reflektiert, einige Jährchen überspringen und August Engelhardt dort wieder aufsuchen, wo wir ihn vor einigen Seiten verlassen haben; splitternackt am Strande spazierend, an seinem eigenen Strand wohlgemerkt, sich hier und da bückend, ein besonders reizvolles Muschelexemplar auflesend und es in einen Sammelkorb aus Bast gleiten lassend, den er zu diesem Zweck über die Schulter geworfen **hat**.

Das Zeitgesetz des Deutschen Reiches, vor einem guten Jahrzehnt in Berlin verabschiedet und sinnigerweise am 1. April, kurz vor Jahrhundertwechsel, in Kraft getreten, sorgte dafür, daß im ganzen Mutterland eine einheitliche Zeit von den Uhren der deut-

schen Untertanen seiner kaiserlichen Majestät abzulesen war. In den Kolonien indes zählte man die Zeit der jeweiligen Weltzone, während auf dem Eiland Kabakon gewissermaßen eine Zeit außerhalb der Zeit herrschte. Engelhardts Uhr nämlich, die er sich auf einen ihm als Nachttisch dienendes Stück Treibholz gestellt und mit schöner Regelmäßigkeit mittels eines kleinen Schlüssels aufgezogen hatte, war durch die Einwirkung eines einzigen Sandkornes in zeitlichen Verzug geraten; das Körnchen hatte es sich im Inneren der Uhr, zwischen Feder und einem der hundert surrenden Rädchen gemütlich gemacht und bewirkte nun, da es aus hartem, zermahlenem Korallenskelett bestand, eine minimale Verlangsamung im Voranschreiten der Kabakonschen Zeit.

Gewiß, Engelhardt bemerkte diesen Umstand nicht sogleich, auch nicht nach einigen Tagen, im Grunde mußten erst ein paar Jahre auf Kabakon vergehen, bis sich das Wirken des Sandkornes bemerkbar machte. Die Retardierung war dergestalt, daß die Uhr nicht einmal eine Sekunde am Tag verlor, dennoch nagte und bohrte etwas an Engelhardt, der sich von einer korrekten Zeitangabe so etwas wie einen sicheren Halt im Raume versprach. Er wähnte sich im ätherischen, kosmischen Präsens — müßte er dies aber verlassen, so hieß das für ihn, aus der Zeit zu treten, sprich, wahn-sinnig zu werden.

Daß in der fernen Schweiz ein anderer junger Vegetarier, bei einem Patentamt beschäftigt, just in diesem Moment den theoretischen Unterbau für seine Dissertation zusammentrug, deren Inhalt wenige Jahre später nicht nur das gesamte bisherige Wissen der Menschheit auf den Kopf stellen würde, sondern gewissermaßen die Warte, von der aus man die Welt und dieses Wissen wahrnahm, auch die Zeit, war Engelhardt gleichsam unbekannt.

Als er also darüber nachdachte, ob seine Uhr nicht etwa langsamer lief — es schien ihm nur so, da er ja keine Vergleiche zur echten, wirklichen Zeit anstellen konnte (die Pendeluhr in der Residenz des Gouverneurs, drüben in Herbertshöhe, die man als Maßzeit für das Schutzgebiet ansehen konnte, war durch die Unachtsamkeit des Hauspersonals stehengeblieben, während sich Hahl in Singapore auszukurieren suchte) —, hatte er plötzlich das Gefühl, er würde nach hinten fallen, ein schmerzhafter, bohrender Stich im linken Oberarm fuhr in ihn, dort, beim Herzen, so, als übermanne ihn tatsächlich in seinen jungen Jahren ein Schlaganfall. Deutlich sah er die dahintickende Uhr, seine inzwischen konstruierte Bastliege und das darüber mit einem Kokostau befestigte Moskitonetz, schon fiel er in die Zeit hinab, bis sich vor seinen Augen, erst schemenhaft, dann ganz und gar deutlich scharf gestochen, nicht nur die kanariengelb

und violett gestrichenen Wände seiner Kinderstube manifestierten, sondern auch die wohlriechende Erscheinung seiner Mutter, die sich mit besorgt herausgeschobener Zungenspitze über ihn beugte und seine heiße Stirn mit einem geeisten Baumwollappen bearbeitete. Seine Mutter war nicht nur zu sehen, sondern auch tatsächlich zu empfinden, als sei sie nicht längst tot, sondern im höchsten Maße präsent und unendlich — die grenzenlose Liebe, die er für sie fühlte, war in der Tat eine kosmische, eine göttliche Wahrnehmung.

Die Mutter führte ihn mit sanften und beruhigenden Worten nach draußen, auf die Terrasse des Elternhauses, und er roch die ihren schweren Duft verströmenden Rosenstöcke, die sich unten im Garten rankten. Mitten in der Nacht war es, die sommerlichen Grillen veranstalteten ihr somniferes Nachtkonzert, da deutete die Mutter zum Himmel, um ihm jenes immense Feuerad zu zeigen, das sich dort droben am dunklen Firmament drehte. Es erschien dem Kind wie ein alles verschlingender, grausam hungriger, unersättlicher Mund.

Zitternd vor Angst verschloß er die Augen vor dem ungeheuerlichen, brennenden Menetekel, das Gesicht im Busen der Mutter verbergend, dessen wohlige Fülle ihn augenblicklich noch tiefer fallen, will sagen, weiter den Strom der Zeit hinauftreiben ließ, bis er in einem Kinderwagen zu liegen kam, mitunter unbeweglich, da

sein Säuglingskörper noch nicht in der Lage war, sich zu drehen oder die Händchen auszustrecken. Jedoch erfüllten sie die bestickten Laken, mit denen man ihn zugedeckt hatte, ja, er nahm das hellblau karierte Muster eines Häubchens am Rande seines Gesichtsfeldes wahr und sah über sich die unendlichen Verästelungen eines sommerlichen Kirschbaumes, unter den man den Kinderwagen zur Mittagsstunde geschoben hatte. Er hörte helles Lachen, Gläser, die aneinander gestoßen wurden, das Gebell eines Dackels. Eine rosafarbene, an den Rändern nachtblau marmorierte Blüte segelte langsam herab und kam sachte auf seinem Gesichtchen zu ruhen.

Unversehens überkam ihn das blümerante Gefühl, sein Körper würde schweben. Noch früher war es nun. Eine weiche Oberfläche, die ihn einhüllte, dann der nicht unangenehme Eindruck, man ziehe ihn über einen Bimsstein, nein, über eine ganze vulkanische Fläche aus eben diesem Gestein; stundenlang schwebte er wenige Zentimeter über jener Fläche, als sei er ein mit Leichtgas gefüllter Ballon, der angesichts der rauhen Oberfläche des Gesteins zu zerbersten droht, es dann aber unter Mühen schafft, sich frei zu machen; dort war eine Klippe, ein Ziehen, ein Zurren, endlich fiel er hinab, ein katastrophaler Sturz zur Erde hin, als sei er selbst jene Blüte, die aus dem Baumwipfel herabgondelt war, dann wurde er wach.

VI

Engelhardt hatte während des Aufenthalts auf seiner Insel nicht nur etliche Pfund abgenommen, sondern war durch die gesunde Lebensweise drahtig und muskulös, seine Haut nun von einem satten Dunkelbraun, und sein Haupthaar und Bart, die er allmorgendlich mit Kokos-Öl einrieb, waren durch Sonne und Salz hellblond und golden geworden. Das Öl, das seine Arbeiter auf Kabakon preßten, wurde entsprechend seinen Anweisungen auf dem Festland in Halbliter-Flaschen abgefüllt und mit einem ansprechenden, vom Herbertshöher Postbeamten entworfenen Etikett versehen, das Engelhardts etwas geschöntes, bärtiges Profil zeigte (Die Alternative, aus dem gestockten Öl den Grundstoff für die in Deutschland sehr gefragte Margarine und das **Palmin-Kochfett** zu liefern, wie es der Großteil der Kokospflanzer im Schutzgebiet bevorzugt tat, kam für ihn aus ethischen Gründen überhaupt nicht in Frage — er würde mit Sicherheit seinen

¹
Landsleuten kein Pflanzenfett liefern, damit sie darin ihr sonntägliches Beefsteak brutzelten).

Den Öl-Veredelungsprozeß bezahlte Engelhardt noch aus eigener Tasche (vielmehr auf Kredit der immer noch mehr oder weniger unergründlich lächelnden Queen Emma), eine gewissermaßen doppelte finanzielle Vorleistung; eines Tages würde das Kabakon-Öl, welches sich bereits in Dutzenden von Holzkisten verpackt in der Forsayth-Faktorei stapelte, schon seine Abnehmer finden.

Engelhardt hatte zu diesem Zweck schon einige vielversprechende Kontakte in Australien geknüpft, wenn auch die Briefe, die er nach Darwin, Cairns und Sydney entsandt hatte, wie es Werbesendungen in aller Welt widerfuhr, kurz überflogen und dann, gestapelt, in der Mitte durchgeschnitten und als rauhes Toilettenpapier wiederverwendet wurden, seine Briefe im Besonderen auf dem Personalabort der Assessorstube einer Kupfer- und Bauxitmine unweit von Cairns.

Die Schriften, die in Engelhardts zwar durchaus gewähltem, jedoch etwas ungelenkem Englisch von den wohlthuenden, überaus vorteilhaften und vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten seines Kabakon-Kokos-Öls kündeten, dienten den Besuchern jener australischen Toilette nur bedingt als eine das Geschäft begleitende Leseunterhaltung, waren sie doch an gerade denjenigen Stellen, die ein freies Lesen in ganzen Sätzen ermöglicht

hätten, durch den Schnittvorgang getrennt worden. Mit den Hunderten von ähnlichen Werbesendungen neu zusammengelesen, ergaben sie so freilich keinen wirklichen Sinn mehr. So wanderten seine Briefe, nur flüchtig überflogen, sinnentleert, zusammengeknüllt und mit Unrat verschmiert in einer Sickergrube des gigantischen, fast menschenleeren Kontinents im Süden, den Engelhardt während der Zeit, die ihm noch im Schutzgebiet blieb, einmal wohlwollend besuchte, dessen soldatische und grobe, meist trunkene Einwohner ihn aber abstießen, so daß er bereits nach anderthalb Wochen ein Dampfpostschiff bestieg, um nach Neupommern zurückzufahren.

Der erniedrigende Umstand des Verbleibs seiner Werbeschriften blieb Engelhardt verborgen, hätte er es erfahren, dann wäre er wohl kaum nach Cairns aufgebrochen; auch konnte er nichts von dem großen Unglück ahnen, das später als der Erste Weltkrieg bezeichnet wurde. So blieb es bei einer Vorahnung, die Engelhardt befiel, als er durch die Gassen jener queensländischen Goldgräberstadt schlenderte.

Folgendes war ihm widerfahren: Die hölzerne Tür einer Schankwirtschaft war aufgestoßen worden, und ein bärtiger Farbiger, ein pazifischer Insulaner offensichtlich, war rücklings, noch im Stürzen einen stumpfen, grunzenden Schrei ausstoßend, auf die Staubstraße gefallen. Der Schwarze drehte sich qualvoll um

und kroch auf Engelhardt zu, sodann folgte ihm ein Pulk weißer Australier aus dem Lokal, die ihn auf abstoßende Weise mit Fußtritten bearbeiteten, bis jener, der sich der brutalen Schläge der Männer kaum erwehren konnte, blutend und hustend und bewegungslos, mit einem ausgestreckten Arm vor Engelhardt liegenblieb. Sich daran erinnernd, daß er selbst einmal so geschlagen worden war, an jenem Strand im Ostpreußischen, kniete er sich nun hin und versuchte, das Opfer an den Schultern hochzuheben, doch die fast bis zur Entmenschlichung betrunkenen Weißen stießen ihn grob zurück und riefen *nigger-lover!* und andere Unflätigkeiten.

So solle man doch nicht mit einem Menschen umgehen, erboste sich Engelhardt, und mit einem Mal wuchsen ihm Flügel des Mutes, und er richtete sich auf, eine schwächliche, klapprige Figur gegen sechs oder sieben rauhe Goldwäscher. Einer bemerkte nun seinen deutschen Akzent, nannte ihn *dirtyhun* und hob die Fäuste, ihn ebenfalls zu verprügeln. Ein anderer hielt diesen mit den Worten zurück, es gäbe ohnehin bald Krieg zwischen Edward und dem Kaiser, da werde man sie schon Mores lehren, die schmierigen Deutschen. Dann zogen sie ab, patriotische Lieder grölend, zurück an die Schanktheke der Kantine, dessen Wirt, wie es damals im Australischen üblich war, den Branntwein mit Schwarzpulver und Cayennepfeffer verschnitten hatte,

um einerseits die Wirkung des Alkohols zu verstärken und andererseits eine feurige Irrspur über den abscheulichen Geschmack seines Fusels zu legen.

Aha, dachte sich Engelhardt. Und machte sich, nachdem er dem verletzten Farbigen ein paar Schillinge in die noch immer ausgestreckte Hand gelegt hatte, auf den Rückweg in das im ersten Stock eines Tuchhändlers gelegene Pensionszimmer, legte sich atmend dort auf sein Bett und sinnierte über jene Begegnung. Konnte es nicht sein, daß die Subjekte seiner britischen **Majestät** dereinst, sollte es zu jenem Krieg kommen, den sie ihm, Engelhardt, gerade prophezeit hatten, das Deutsche Schutzgebiet mir nichts, dir nichts annektieren würden? Kaiser-Wilhelmsland, Neupommern und die kleineren Inseln waren lediglich durch eine Handvoll deutsche Soldaten geschützt, und gerade die außerordentliche Abgelegenheit und Irrelevanz der Kolonie mußte einem bellizistischen Volk, wie die Briten es zweifellos waren, so verführerisch erscheinen wie Himbeerkuchen dem hungrigen Kinde. Engelhardt konnte wohlgerne nichts von dem gigantischen Weltenbrand ahnen, der schon wenige Jahre später unseren Erdenball überziehen würde, aber seine Sinne waren fortan geschärft, sein Bild von den Briten und dem jungen Australien war durch die Begegnung in Cairns für immer verändert: Würde das Meer ein angelsächsischer *Pacific* werden, würde man

ihn dann gewähren lassen, auf seinem Kabakon? Wohl kaum. Würde das kleine Eiland nicht vielmehr auch annektiert werden und seine Arbeiter fortan für den englischen König an seinen Kokospalmen Frondienste leisten müssen? Vorbei wäre es dann mit dem deutschen, dem freien Paradiese.

Während er dies dachte, lag nebenan, quasi Kopf an Kopf mit ihm und nur durch eine dünne Spanplatte, die den Pensionsräumen als Trennwand diente, separiert, ein junger Mann, der, ebenfalls scharf nachdenkend, in Habitus und Contenance Engelhardt nicht unähnlich war, dessen Gedanken sich augenblicklich aber nicht um einen möglichen Krieg zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien drehten, sondern um Würzpaste. Halsey war Adventist vom siebten Tage und Bäcker, stammte aus den Vereinigten Staaten, war ebenfalls von eher schwächtigem Körperbau und arbeitete an Ideen zur Verbreitung von Naturkost. Er war in Australien gelandet, da die christlich-adventistische Firma, für die er arbeitete, ihn dorthin entsandt hatte, um ihn einerseits ruhigzustellen (denn er war ein leidlicher Querkopf) und ihm andererseits die Möglichkeit zu geben, sich auf dem sechsten Kontinent sozusagen auszutoben und zu beweisen. Mochte ja sein, dachten seine Herren, weit entfernt im Staate Michigan, mochte ja sein, daß da etwas herauskommt beim jungen Halsey dort unten bei den Känguruhs.

Die Gebrüder Kellogg hatten nämlich kürzlich in den Vereinigten Staaten die Sanitas Food Company gegründet und waren auf dem besten Weg, mit ihrem Einfall, den Menschen die sogenannten Frühstücksflocken schmackhaft zu machen, nicht nur eine kleine Revolution im Eßverhalten ihrer Landsleute auszulösen, sondern geradezu schwindelerregend reich zu werden. Der junge Halsey hatte die beiden Brüder um einen Termin gebeten, war in ihrem lichten, ordentlichen Büro erschienen und hatte ihnen dann beinahe mit der Überzeugung eines aufgebracht Fanatikers durchdekliniert, daß die Flocken beileibe nicht der richtige Weg zur reinen adventistischen Lehre seien, da doch zu ihrer Aufnahme in den Körper die Beigabe von Kuhmilch vonnöten sei — trockene Flocken alleine wolle niemand essen. Die Milch jedoch, die sozusagen den Schmierstoff liefere, sei doch augenscheinlich ein tierisches Produkt, man müsse also sofort die Flockenproduktion einstellen und sich etwas Neues einfallen lassen, wodurch der essende Amerikaner zum Vegetarismus erzogen werden könne. *Good Lord*, ab nach Australien mit ihm, dachten die Brüder, denn sie waren zwar fromme Anhänger ihres adventistischen Glaubens, aber gleichzeitig auch unverbesserliche, vom Geschäft als raison d'être überzeugte, reine Yankees. Also fuhr Halsey mit dem Dampfer von San Francisco (das in aller kürzester Zeit nach seiner Einschiffung durch

ein Erdbeben fast völlig zerstört sein würde) hinüber nach Sydney und dann nach Cairns, und dort lag er nun Kopf an Kopf mit Engelhardt.

Möglich ist es, daß beide Vegetarier sich erfüllten, ohne daß sie voneinander wußten, so als sei die dünne Spanplatte zwischen ihren Köpfen eine Art elektrischer Konduktor. Halsey war natürlich ein Genie und Engelhardt ebenfalls. Nur ist es oft so, daß des einen Genius in der Welt anerkannt wird, da dessen Idee sich, wie ein gut erzählter Witz, der nicht vergessen wird, ausbreitet und entfaltet, einem Krankheitsvirus gleich, während des anderen Genialität unter traurigsten Umständen verkümmert. Die Gebrüder Kellogg, die Halsey ans andere Ende der Welt geschickt hatten, waren davon überzeugt, daß die Gedankengänge ihres Zöglings in gewisser Weise zu radikal für ihre Zeit scheinen mußten, aber sie waren zweifellos auch in ihn verliebt, etwa so, wie man sich die Liebe zwischen Onkel und Neffen vorstellen kann, sie wollten ihn nur nicht auf dem gleichen Kontinent haben, da er sie in ihren Grundfesten kritisiert, ihnen sozusagen an der Moral geknabbert hatte.

Jedenfalls saß man anderntags am selben Tisch im Frühstückszimmer der kleinen Pension, deren Schaufenster hinausgingen auf eine leicht abschüssige staubige Straße, so daß die sporadisch auftretenden Regengüsse sie meist in einen matschigen Sturzbach verwandelten.

Frangipaniblüten trieben dann die Straße hinab und kamen vor der Pension zu liegen, so auch heute, denn es regnete aufs Heftigste, und Engelhardt bereitete sich mit einiger Sorgfalt eine Tasse Heilerde zu, um den Tag lesend in der Pension zu verbringen und sich dann auf die wohlverdiente Abfahrt aus Australien vorzubereiten.

Halsey sprach ihn interessiert an, was das denn für ein Extrakt sei, den sich Engelhardt dort mische, und wurde belehrt, daß es sich um Heilerde handle; im Grunde könne man jedwede Erde nehmen, wenn man des Originalproduktes aus Deutschland nicht habhaft werden könne, sie enthalte sämtliche Mineralien, die der Körper benötige, denn seine Besuche in der sogenannten Zivilisation würden jene Stoffe aus Engelhardt herausaugen, nur so könne er gesund bleiben. Aber wohne denn Engelhardt nicht in der Zivilisation, wollte Halsey wissen, worauf dieser mit einer Portion nonchalantem Stolz erwiderte, er sei Leiter und Schöpfer des Sonnenordens und betreibe eine Kokosplantage in den nördlich von Australien gelegenen deutschen Kolonien, es komme also auf die Definition des Wortes Zivilisation an. Ein wahres Wort, sagte Halsey und erbat sich, von der Heilerde kosten zu dürfen. Er sei Vegetarier und freue sich immer, etwas Neues auszuprobieren, an dessen Herstellung kein Tier habe leiden müssen.

Halseys Idee, die er Engelhardt nun also bei einer

gemeinsamen Tasse Heilerde erläuterte, war es, eine Würzpaste zu entwickeln, die man als gesunden Brotaufstrich — auf rein pflanzlicher Basis natürlich — verwenden könne, um so jung und alt nicht nur durch den Wohlgeschmack der Paste vom Verlangen nach Fleisch zu kurieren, sondern diesen Aufstrich auch dergestalt anzurühren, daß man vom Geschmack her tatsächlich meine, es sei der beliebte Liebig's Fleischextrakt, den man sich auf den Frühstückstoast streiche.

Gekocht, im Glase konserviert und aus Malz und Hefe bestehend, würde das neue Nahrungsmittel vitaminreich und köstlich sein und schaffe, und dies sei die eigentliche Idee — da, so Halsey, hinter jedem guten, die Welt verändernden Gedanken ein weiterer, versteckter Gedanke stehen müsse —, einen neuen Menschen, einen vegetarischen, gesunden, kräftigen Menschen, der nicht das schreiende Unrecht der leidenden Tiere zu verantworten habe. Kurz, Halsey wollte seine Mitmenschen durch eine Überlistung des Gaumens erziehen. In großen Bottichen sollte die dunkelbraune Hefesubstanz köcheln, weltweit in eigens dafür errichteten Fabriken (denn man müsse die Paste in riesigen Mengen herstellen), so sah er es vor seinem geistigen Auge. Engelhardt war einerseits gerührt ob des Vertrauens, das Halsey ihm so freigiebig schenkte, obwohl sie sich ja gerade mal zehn Minuten kannten (rechnen wir die Nacht, in der beide, ohne voneinander zu wissen, Kopf

an Kopf schliefen und sozusagen im Traume ineinander emanieren, nicht dazu). Es war gewissermaßen eine missionarisch-vegetarische Idee, die dieser junge Adventist äußerte, Engelhardts eigenen Vorstellungen nicht unähnlich.

Nun grübele er aber seit Wochen schon über einen passenden Namen nach und komme zu keinem Ergebnis. Er habe hier, bitte sehr, ein Papier mit möglichen Namen, die meisten durchgestrichen. Ob Engelhardt nicht eventuell eine offenbarende Idee habe? Möglichst gesund solle es klingen, und mit einer harmonischen Abfolge von Konsonanten und Vokalen. Er solle sie ihm, so Halsey, doch bitte schenken. Engelhardt hielt den jungen Amerikaner an, doch im Gegenzug mit ihm nach Neupommern zu fahren und sich probeweise drei Monate ausschließlich von Kokosnüssen zu ernähren. Während dieser Zeit hätte er dann Gelegenheit, sich über die Streichwürze, deren Herstellung (könne man sie nicht eventuell auch aus einer Koprapaste kochen?) sowie deren Vermarktung weitere Gedanken zu machen. Auf einen passenden Namen für das neue Produkt werde man auf Kabakon schon gemeinsam kommen. Ja, in der Tat, man sei die ganze Zeit über zusammen nackt.

Halsey, um es kurz zu machen, lehnte alles ab, befremdet und leicht verstört. Es tue ihm leid, aber sein Vegetarismus sei aus einer eher puritanischen Tradition

erwachsen und würde in einem pragmatischen und vor allem dem Kapitalismus zugewandten Realismus münden. Der eigene Körper sei nicht eine Essenz seiner Philosophie, sicher, er existierte, aber deshalb müsse man sich nicht nackt an einen Strand legen, damit sei nun wirklich niemand zu überzeugen. Sein Gegenüber schien ihm, wenn er es so sagen dürfe, wie alle Romantiker lediglich ein Egoist Schopenhauerscher Prägung.

Engelhardt saß eine Weile ganz still ihm gegenüber, zerriß dabei Halseys mit möglichen Namen versehenes Stück Papier in immer kleinere Schnipsel und begann dann, den armen Yankee seinerseits mit Vorwürfen zu überziehen (denn es zerfleischt sich bekanntlich niemand so ausführlich wie Menschen, deren Ideen sich ähnlich sind). Er sei ein calvinistischer Lebensfeind, und überhaupt, wer solle sich denn Würzpaste aufs Brot schmieren, er, Halsey, werde schon sehen, wo er lande, nämlich im Armenhaus, er werde scheitern mit seiner Phantasmagorie, die im Grunde nur auf Ausbeutung aufgebaut sei, denn er wolle ja industriell fertigen, statt vorzufinden, was die Natur biete, um damit im Einklang zu leben.

So, so, aha, Kommunist, Idiot, entfuhr es Halsey, der erregt aufstand, seinen Hut vom Tische nahm und zum Ausgang der Pension eilte. Verräter unserer heiligen vegetarischen Sache, rief ihm Engelhardt hinterher, und: pröder, frühvergreister Philister. Dies aber

hörte Halsey nicht mehr, da er schon längst auf der vom Regen schiefergrau gefärbten Hauptstraße von Cairns in der Menge verschwunden war, ein paarmal noch an dieser oder jener Ecke auftauchend, bis nichts mehr von ihm zu sehen und übrig war außer dem zerrissenen Papier mit den zehn, zwölf möglichen Namen für den Brotaufstrich, das Engelhardt unter den Tisch geworfen hatte und welches am Abend, unser Held war schon abgereist, vom Pensionsbesitzer zusammengekehrt und gemeinsam mit dem von Engelhardt in seinem Zimmer absichtlich vergessenen Paket Heilerde in den Küchenofen geworfen wurde. Fortan, schwor unser Freund sich, werde er sich ausschließlich von Kokosnüssen ernähren. Und die Zettel Papier, die im Augenblick ihres Verglühens schwarzen Rosen gleichen, deren Blütenränder weißgelb strahlten? *Vegetarians Delite* war dort auf den Schnipseln zu lesen gewesen, dann einige durchgestrichene Namen, darunter *Veggie's Might*, *Yeastie* und *Beast-Free* und dann noch, klar und deutlich, zweimal unterstrichen und mit kantigen Ausrufezeichen versehen, das Wort *Vegemite*.

ZWEITER TEIL

VII

Wir wollen nun über die Liebe sprechen. Es war eine betrübliche, regnerische Rückfahrt. Der Ozean lag eine deprimierende Woche grau und bleiern, erst kurz vor Sichtung der Neupommerschen Küste erschien Engelhardt die erhoffte Sonne wieder. Noch am Herbertshöher Anlegekai empfing ihn sein junger Bursche Makeli, der von Kabakon herübergesegelt war, um in der Hauptstadt der Rückkehr seines Herrn zu harren. Engelhardt ging resigniert und unglücklich von Bord. Ihm entgegen, also zum Reichspostschiff hin, marschierte ein mindestens ebenso grimmig dreinschauernder, korpulenter Mann im weißen Anzug (Hartmut Otto war es, der unmanierliche Vogelhändler, der unter Flüchen Neupommern zum x-ten Male wieder verließ, en route nach Kaiser-Wilhelmsland, da man ihn erneut auf hinterlistigste Weise um eine Ladung Paradiesvogelfedern betrogen hatte). Sie nahmen voneinander keinerlei Notiz.

Makeli spannte indes einen löchrigen Regenschirm über Engelhardts Kopf auf, um ihn vor der stechenden Sonne zu schützen, nahm ihm den kleinen Reisekoffer ab und lief eine Weile schweigend nebenher, wohl spürend, daß sein Herr unter einer großen Niedergeschlagenheit litt. Hin und her sinnierend, wie er ihn nur wieder aufmuntern könnte, entsann er sich unwillkürlich des jungen Deutschen, der im Hotel Fürst Bismarck auf Engelhardt wartete. Er solle doch nicht so traurig sein, radebrechte Makeli, schließlich habe er doch Besuch aus Deutschland. Wie, Besuch? Ja, ein junger blonder Mann (der im übrigen keinen Bissen Fleisch oder Fisch anrühre) sitze dort seit über einer Woche und warte auf Engelhardts Rückkehr aus Australien. Ja, Makeli, Junge, rief er nun und rüttelte ihn an beiden Schultern, warum sage er das nicht gleich. Besuch! Was für eine Nachricht!

Engelhardt ließ den selig lächelnden Makeli stehen, sauste die Straße hinunter, stob durch die Pfützen, schlug einen Haken um einen lebhaft orangerot blühenden Birkenfeigenbaum, übersprang hopsend die einzelnen Treppen der Hotelveranda und kam heftig atmend vor einem sommersprossigen jungen Mann zu stehen, der seinerseits vom Bastsofa aufsprang, die blonde Tolle hinters Ohr klemmte, die feuchten Hände an der Hose abwischte und sich mit einem schiefen Grinsen als Heinrich Aueckens vorstellte, Vegetarier,

aus Helgoland. Und daß es ihm eine kolossale, wirklich kolossale Ehre sei, endlich dem genialen Verfasser des Buches *Eine sorgenfreie Zukunft* sozusagen Aug in Aug gegenüberzustehen. Er habe gespart, die Reise aus eigener Tasche bezahlt und sei einfach hergekommen, freilich ohne sich brieflich anzumelden, er bitte um Verzeihung, aber er habe erst einmal in seinem Leben überhaupt Helgoland verlassen, um eine Zeit in Hamburg zu studieren, nun sei er also jedenfalls hier und freue sich ungemein, er wolle dem Sonnenorden beitreten, falls dies denn ohne weiteres möglich sei. Der rotblonde Aueckens sprach ohne Punkt und Komma, und Engelhardt spürte ob des so lange ersehnten Besuches in seiner Seele eine unermeßliche Genugtuung aufsteigen, wie die erquicklich sprudelnden Blasen eines mineralischen Wassers.

Rückblickend läßt sich sagen, daß der überaus positive erste Eindruck, den Engelhardt von seinem Besucher gewonnen hatte, stark vom Gefühl seiner, Engelhardts, Einsamkeit koloriert wurde und daß er, gewiß auch durch die kürzlich erfahrene, schroffe Ablehnung seines Ideengebäudes durch den Yankee Halsey dorthin gehend beeinflußt war, daß er seine bereits in der Kindheit sorgsam aufgebauten mißtrauischen Schutzmauern den Menschen gegenüber nun vis-à-vis Aueckens augenblicklich abgetragen hatte. Dieser Aueckens sollte sich nämlich bald schon als erstklassiger Mistkerl

herausstellen, weswegen er auch schon wenige Wochen später nicht mehr unter uns war, sondern *pushing up the daisies*, wie der Angelsachse sagt.

Wie habe Aueckens denn eigentlich von der Existenz Kabakons erfahren, wollte unser Freund wissen. Nun, durch eine Schrift des Nudisten Richard Ungewitter, die er auf Helgoland bezog. In jenem Traktat sei sein Experiment in den Südseekolonien als Versuch angepriesen worden, die geistige Enge der Heimat durchbrechen zu wollen und einen mutigen (wenn auch letztlich utopischen) Neuanfang zu beginnen, unter Palmen, fernab der siechen Maschinerie einer sich immer schneller beschleunigenden, sinnentleerten Gesellschaft.

Engelhardt, der sich soviel Wohlwollen von seiten Ungewitters gar nicht erwartet hatte (beide hatten, einer heftigen, rückblickend wohl auf einem Mißverständnis beruhenden Meinungsverschiedenheit zufolge, den brieflichen Kontakt zueinander abgebrochen), bat seinen Besucher, doch flugs sein Gepäck aus dem Hotelzimmer bringen zu lassen, man werde gemeinsam nach Kabakon hinüberfahren, er sei sozusagen das erste Mitglied des Sonnenordens, ja, ja, gewiß, Engelhardt ernenne ihn sofort und ohne Umschweife zum ordentlichen Genossen, man werde dann eine Hütte für ihn bauen und es generell ganz prächtig zusammen haben. Ach, es gäbe sonst gar keine ande-

ren Mitglieder, wollte Aueckens wissen, worauf unser **Held** mit einem Lächeln verkündete: noch nicht! Man müsse sich gedulden, der Gedanke, sich nackt und frei nur von Kokosnüssen zu ernähren, sei, obgleich zwingend, eine Idee, die erst sacken müßte in der zivilisierten Welt. Er zahlte die Aueckenssche Hotelrechnung per Unterschrift, bugsierte den jungen Helgoländer zum Anlegekai hinab, und gemeinsam bestiegen sie das Segelkanu, das von Makelis sicherer junger Hand hinüber zum Eiland gesteuert wurde.

Bereits anderntags stand die Palmwedelhütte des Neuankömmlings. Und es tat so gut, sich **unterhalten** zu können, auf deutsch, über Belange, die Deutsches betrafen. Engelhardt hatte sich beileibe nicht einsam gefühlt, aber das Bewußtsein, er könne seine Gedanken nun mit jemandem teilen, der über einen ähnlichen Horizont verfügte, versetzte ihn in eine selten gekannte Hochstimmung. Aueckens hatte Thoreau gelesen! Man saß zusammen am Strand, sprach über die politische und ethische Widersinnigkeit der Deutschen Regierung, vor ein paar Jahren das ostafrikanische Wituland, dazu die Inseln Sansibar, Lamu und Pemba gegen Helgoland abgetreten zu haben, und teilte sich das Fleisch mehrerer Kokosnüsse. Es war bewölkt und windstill. Vor ihnen im Sande rüsteten sich, einander im Zickzack in Schach **haltend**, winzige Krebse zum Zweikampf. Aueckens, von dem man ja beileibe

noch nicht verlangen konnte, vollständig **Kokovore** geworden zu sein, aß dazu einige Bananen, und Engelhardt hielt eine kleine Ansprache auf seinen Besucher. Die Kokosschale wie ein Glas **Franken**wein erhebend, dankte er dem Helgoländer, den weiten Weg hierher gefunden zu haben. Gemeinsam werde man bald, durch gutes Beispiel vorangehend, weitere Mitglieder des Sonnenordens aufnehmen können, denn, und nun hörte man sie Schale an Schale stoßen und dabei *Vivat!* rufen, eine gute Idee setze sich ganz von alleine durch.

Die Menschheit sei indes noch nicht ganz bereit, Engelhardts Idee zu akzeptieren, sie müsse erst einmal beginnen, sich selbst zu **transzendieren**, und er bemühte folgende Analogie (bei dessen Ausführung sich Aueckens, den Kopf leicht schräg haltend, nachdenklich an der Stirn kratzte): Wenn sich beispielsweise eine Ameise über ein Stück Schokolade hermachte, welches sie beim Herumstöbern mittels des doch schon erstaunlich komplex konstruierten Sensoriums ihrer Fühler ausfindig gemacht habe, so sei dies ein Vorgang, der innerhalb des ameislichen **Vorstellungshorizonts** nachvollziehbar sei und ihr durchaus selbstverständlich erscheine. Komme aber jetzt ein Mensch hinzu, der seine Schokolade davor schützen wolle, daß beispielsweise das Insekt seine Kollegen benachrichtige, um sich gemeinsam der Naschware zu bemächtigen, und die Schokolade vor diesen im Inneren eines

Eisschranks verberge, dann habe die immer noch auf der Schokoladenoberfläche herumwandernde Ameise (deren tastende Bewegungen aufgrund der Kälte stetig langsamer und unsicherer würden) keine Möglichkeit zu durchschauen, was denn gerade geschehe. Der **Umstand**, sie und das Objekt ihrer Begierde seien nun in eine kalte, lebensfeindliche Umgebung gesteckt worden, liege vollkommen außerhalb ihrer Begrifflichkeit, die Ameise könne selbst in einhunderttausend Jahren nicht den Mechanismus verstehen, dem ihr nun einsetzender, eigener Kältetod zugrunde liege, fehle ihr doch das ganglionische Rüstzeug, beispielsweise zu begreifen, warum es für eine Kultur überhaupt nötig geworden sei, einen Schrank zu konstruieren, in dem man durch Beigabe von Eisblöcken Dinge kühl halten könne. Ganz ähnlich gehe es dem Menschen, der verstehen wolle, zu welchem Zweck er sich auf diesem Planeten befinde: Des Menschen Sensorium reiche einfach nicht aus, den gesamten Hintergrund der Tatsache seiner eigenen Existenz zu erfassen. Könne er dies (es läge aber, wie gesagt, im Rahmen des vollkommenen **Unmöglichen**), so würde sich der Schleier der Maja heben, und er würde sein Dasein transzendieren, würde gottgleich werden, ganz analog zur Ameise, die endlich zu **uns**, zu ihren auf ewig unverständlich agierenden, immensen Gottheiten vorstoßen würde.

Aueckens, der nicht recht verstand, was Engelhardt

mit der Ameise und der Schokolade erklären wollte, hörte in dem Augenblick auf zuzuhören, als er bemerkte, daß es schon eher ein richtiges Haus war, das Engelhardt sich hier inzwischen gebaut **hatte**: eine tadellose, zwei Meter breite Veranda aus Jackbaumholz umschloß die gesamte Konstruktion, die Wände der Innenräume waren mit hübschen Muscheln dekoriert, ein Schachbrett stand aufgebaut und spielbereit auf einem Stück Treibholz, ein bedächtig gepflanzter, anmutiger **Blumengarten**, von bunt leuchtenden Kolibris umschwirrt, war im Begriff zu entstehen. Es gab Fenster, die durch hölzerne Jalousien ordentlich vor der Witterung und diversem Getier verschließbar waren, und klappte man die Läden am Abend nach innen zu, so fühlte man sich sicher und heimelig, eine Empfindung, die Engelhardt wohligh durchdrungen hatte, als er die erste Nacht in seiner neuen Behausung geschlafen **hatte**. Ja, seien wir ehrlich, hatte er es gar nicht selbst konstruiert, sondern einen geschickten Zimmermann aus Herbertshöhe kommen lassen, der das Drei-Zimmer-Heim binnen einer Woche errichtet und ihm auf seine Anweisung hin auch noch einen Schrein aus wohlriechendem Sandelholz gebaut hatte, auf welchen Engelhardt eine alte, hölzerne Schnitzfigur so positioniert **hatte**, daß deren unergründlicher Blick durch alle Räume des Hauses floß.

Diesem Fetisch, den ihm eine Abordnung seiner

Arbeiter bei einer kleinen Zeremonie feierlich überreicht hatte, fehlte im übrigen auf ganz ähnliche Weise wie dem Hoteldirektor Hellwig ein Ohr — das Ergebnis einer Amputation, die vor gut zwanzig Jahren ein betrunkenen Missionar beim verzweifeltsten Versuch vorgenommen hatte, den Insulanern des Neulauenburg-Archipels den katholischen Glauben dadurch näherzubringen, daß er mittels eines Beiles ihre Idole schändete. Selbiger Padre fand sich, kaum hatte er den Rausch ausgeschlafen, von seinem eigenen Beil erschlagen wieder, hernach zum Ausbluten an einen Baum gehängt und anschließend auf einem Zeremonialstein in kleine Stücke portioniert, von denen die ausgesuchtesten dem damaligen Besitzer der Figur, einem einflußreichen Häuptling, gedämpft und in Pandanusblätter gewickelt, serviert wurden. Jener Grande, dem es durchaus nicht an Humor fehlte, ließ es sich nicht nehmen, zum Dessert das Ohr des Missionars auf einem Holzspieß knusprig rösten zu lassen, quid pro quo sozusagen.

Doch werfen diese eher bestialischen Umstände (die auch tatsächlich schon eine ganze Weile zurückliegen) einen morbiden Schatten über Engelhardts Dasein im Paradies, wo doch eigentlich alles nach seinen Wünschen verlief: der erste Adept war aus Deutschland angereist, die Eingeborenen nicht nur befriedet und halbwegs vegetarisiert, sondern mehr als wohl-

wollend und arbeitswillig gestimmt. Seine Bücherkisten, die vollzählig und von den feuchten Widrigkeiten der zahlreichen Überfahrten unbeschadet geblieben waren, wurden von den Segelkanus an den Strand gebracht, endlich ausgepackt und seine ihm hochheiligen Bücher zuerst längs den Wänden seines Häuschens gestapelt und anschließend, nach und nach, einem genauen alphanumerischen System folgend, in eigens dafür konstruierte, modern anmutende Regale eingeordnet. Engelhardt, dem die Bewohner Kabakons also nachsagten, er besitze das, was sie *mana* nannten (und das wir Europäer mitunter einfach als *masel* kennen), war für kurze Zeit ganz simpel und einfach glücklich. Die ersten dunklen Wolken jedoch waren schon im Anmarsch, und zwar zügig, wie wir nun sehen werden.

Manchmal, so war es ihm als Kind erschienen, existierte noch eine Welt neben dieser Welt, in der sich alles auf wunderliche, aber durchaus nachvollziehbare und stringente Weise anders entwickelt hatte. Ganze Kontinente erhoben sich fremdartig und unbekannt aus nie gesehenen Ozeanen, der Verlauf ihrer Küsten zog sich rauh und unkartographiert über den von einem Doppelmond beschienenen Planeten. Aus weiten, von Wildgras überzogenen, menschenleeren Ebenen ragten Städte steil empor, deren Baumeister niemals aus der Abfolge unserer Architekturgeschichte geschöpft hatten, die Gotik war ihnen so unbekannt ge-

blieben wie die Gebäude der Renaissance, statt dessen folgten sie eigenen, vollkommen fremdartigen ästhetischen Maßgeblichkeiten, die ihnen diktierten, ihre halbsbrecherisch hohen Türme und Mauern seien nur so und nicht anders zu konstruieren. Fesselballone in allen nur erdenklichen Farben und Ausformungen bevölkerten den Himmel über jenen Städten, die ihrerseits nächtens von bunten Leuchtfeuern beschienen wurden. Sanfte, unseren Hirschen ähnliche Tiere grasten vor den Toren ohne Furcht, sie würden von den Einwohnern jener Städte gefangen und gegessen werden. Nur Menschen waren ihm nie erschienen, nicht ein einziges Mal. Manchmal sah er diese Welt noch immer in seinen nächtlichen Träumen, und erwachte er dann, sehnte er sich mit fast schmerzhaftem Verlangen dorthin zurück.

Morgens marschierte Engelhardt den Strand hinunter und, theatralisch mit erhobenem Knöchel an Aueckens' Palmwedelhütte klopfend, weckte er seinen Mitstreiter mit den freilich stark deutsch akzentuierten Worten: *In the hollow Lotos-land to live and lie reclined, on the hills like Gods together, careless of mankind.* Aueckens schreckte hoch, erhob sich nackt von seinem Sandbett, rieb sich den Schlaf aus den Augen, räusperte sich umständlich und begann, die widerpenstige Locke dabei aus der Stirn schiebend, Tennysons berühmtes Gedicht weiterzusprechen: *Then*

someone said, »We will return no more« And all at once they sang, »Our island home is far beyond the wave; we will no longer roam.«

Man lachte prustend, den weihevollen Zeilen den Ernst nehmend, schlug sich zum Gruß mit dem Ruf auf die Schultern, man müsse doch einfach *Lotos* durch *Kokos* ersetzen, dann rannten beide nackend und schnaubend in die Fluten. Komischerweise ergriff Aueckens dabei Engelhardts Hand; nur widerwillig ließ dieser das zu, da er es als despektierlich und falsch empfand. Eigentlich hatte Aueckens erwartet, er dürfe als Gast des Ordens in Engelhardts Häuschen schlafen, doch war für ihn erst einmal nur die etwas abgelegene *Palmwedelhütte* vorgesehen, die unserem Freund als erste Schlafstätte auf Kabakon gedient hatte. Dies hatte Engelhardt so entschieden, nachdem er bei einem Gespräch während einer morgendlichen Strandwanderung von Aueckens zu hören bekam, zur Freiheit des Geistes gehöre für ihn auch die Freiheit der Geschlechtlichkeit. Wie er dies denn meine, fragte Engelhardt. Nun, hatte der junge Besucher geantwortet, frei heraus, er sei der Männerliebe zugetan, einmal habe er es mit einer Helgoländer Magd versucht, aber schnell gemerkt, daß er nur den männlichen Körper verehren könne. Schon der Vegetarier Plutarch habe die Männerliebe als Ausdruck höchster Zivilisation verstanden; durch die Geschichte hindurch seien stets Oden auf

Knaben gedichtet worden, deren philisterhafte Umdeutung nur durch eine jahrtausendalte Prüderie zu erklären sei, und gerade die Durchbrechung dieses Umstandes habe sich Aueckens zum Ziele gemacht. Die Homosexualität sei der eigentliche, der wahrhaftige Zustand des Mannes, die Liebe zur Frau hingegen ein absurdes Erratum der Natur.

Aueckens habe im August letzten Jahres, nach einer ausgedehnten Wanderung durchs Helgoländer Oberland, bei der die Seemöwen unbeweglich wie weiße Steine über dem Kliff bei Hoyshörn im Wind hingen, bei einer Rast in einem Teehaus einen jungen Mann fixiert, dessen abstehende Ohren, dunkle, kimmerische Augen und sonderbare Blaßheit so gar nicht dorthin passen wollten. Es war, als sei jener erschreckend dürre Abiturient, der dort mit seinem Onkel an einem Tische saß und an einem Stück Kluntjes nagte, der größtmöglich vorzustellende Fremdkörper im Gefüge der Insel. Dieser Fremdling habe ihn rasend vor Lust gemacht, berichtete der Helgoländer seinem Mentor Engelhardt, der seinerseits verständnisvoll nickte, dabei aber mit einiger Mühe versuchte, seine Abneigung gegenüber so offen vorgetragener Homosexualität vor Aueckens zu verbergen.

Der junge Mann sei dann jedenfalls, nachdem ihm Aueckens durch Blicke und subtile Kopfbewegungen zu verstehen gegeben hatte, er möge sich kurz

bei seinem Onkel entschuldigen und ihm nach draußen folgen, in die Sommerluft spaziert. In Wirklichkeit war damals folgendes geschehen: Der Abiturient hatte ein paar Schritte getan, und schon hatten Aueckens' kräftige Hände die schmalen Schultern des jungen Städters gegen die Außenwand des Teehauses gedrückt und er hatte versucht, ihm seine Zunge in das Ohr zu stecken, derweil sich seine Hand, tastend (wie ein spinnenartiges, haariges Insekt, empfand es der Betastete) vorne an dessen Hose begeben hatte. Entsetzt und mit einem kleinen Aufschrei der Empörung hatte ihn der Junge weggestoßen, und in diesem Augenblick war Aueckens aufgefallen, daß das Ziel seiner amourösen Annäherungen einen starken Geruch ausgeströmt hatte. Nachdem er zurück zu seinem Onkel in die Gaststube geflüchtet war, hatte er, Aueckens, auch gewußt warum: es sei nämlich ein Jude gewesen, ein behaarter, bleicher, ungewaschener, levantinischer Sendbote des Undeutschen (der so bezeichnete Abiturient indes, selbst Vegetarier, schrieb später, am selben Tage noch, eine Karte an seine Schwester nach Prag: sein Husten habe sich am Meere gebessert, der Onkel zeige ihm Sehenswertes, nun schiffe man sich bald nach Norderney ein, karg sei es hier, aber eindrucklich, die Einwohner der Felseninsel hingegen grob und geistig retardiert).

Engelhardt, der dabei mit den Zehen im Sand ge-

scharrt, hatte die Geschichte mit zunehmender Kon-
sternation gehört. Als Aueckens dann mit den Worten
schloß, schuld an der Tatsache seiner Zurückweisung
sei der Umstand, daß sein Opfer Jude gewesen sei,
hatte Engelhardt versucht, etwas Schorf von seinem
Schienbein zu pulen und heimlich in den Mund zu
schieben (eine beginnende Infektion? Hatte er sich gar
irgendwo geschnitten?) und dann begonnen, ausgie-
big zu gähnen, morgen könne man sich weiter unter-
halten.

Später im Bett dachte er darüber nach. Die Sichel
des Mondes hing käsefarben über dem Ozean. Was
für ein schrecklicher Unsympath dieser Aueckens
war. Engelhardt teilte nicht jene aufkommende Mode
der Verteufelung des Semitischen, die der fürchter-
liche Richard Wagner mit seinen Schriften und sei-
ner schwülstig-komischen Musik wenn nicht initiiert,
dann aber allerorten salonfähig gemacht hatte. Unser
Freund liebte die Musik von Satie und Debussy und
Mendelssohn-Bartholdy und Meyerbeer.

Auslöser seines Streits mit dem Nudisten Richard
Ungewitter, dessen dubioses Traktat Aueckens zu ihm
geführt hatte, war, so erinnerte sich Engelhardt nun,
gar kein Mißverständnis gewesen, sondern ebenfalls
jene, vom Haß durchtränkten, mit jedem Brief ärger
werdenden Anschuldigungen gegenüber den Juden.
Es war doch wohl strikt abzulehnen, über Menschen

aufgrund ihrer Rasse zu urteilen. Punkt, ja. Da gab es gar keine Diskussion. Eigentlich müsste ein Piano her. Die Gedanken kreisten wie ein Kinderkarussell. Nur wie verhindern, daß Sand in die Mechanik des Klaviers gelangte? Makeli hatte er schon lange nicht mehr gesehen, hoffentlich war ihm nichts zugestoßen. Ein Nachtvogel schrie. Ein Dämon blies in ein elfenbeinernes Horn. Die **skythischen** Könige hielten sich geblendete Sklaven, die sie zur Milchverarbeitung einsetzten. Dort, im Lande Gog und Magog, darob ewige Finsternis herrschte. Und endlich, als der Morgen schon dämmerte, löste sich der Alpdruck, und Engelhardt entschlummerte sanft unter dem die Phantasmagorien speichernden Schleier seines Moskitonetzes.

Dann dräut der Tag, sonnig, heiß. Wir sehen beide Männer nackt am Strand gehen. Engelhardt bemerkt, wie ihn Aueckens, wir bitten um Verzeihung, beäugt. Dieser macht keine Anstalten, seinen Blick von Engelhardts Scham zu wenden. Läuft Engelhardt eine Weile voran, spürt er Aueckens' Blick auf seinem Hinterteil ruhen. Er fühlt sich beobachtet, **penetriert**, reduziert auf sein **Geschlecht**. Engelhardt trägt fortan bei gemeinsamen Spaziergängen wieder **Lendentuch**, Aueckens geht nackt, die Konversation verläuft **stockend**, nichts ist mehr mit **Tennyson**.

Wir sehen den jungen Makeli, der über die Insel

streift, mit dem Gedanken, einen prachtvollen grünen Vogel einzufangen, um ihn Engelhardt zu schenken, denn sein Herr, sinniert der brave Makeli, scheint trotz des Besuches aus Deutschland immer so einsam. Er sucht den Himmel und die Palmenwipfel nach dem ersehnten Vogel ab, da packt ihn, von rechts aus dem Unterholz tretend, völlig unerwartet, der überaus kräftige, sommersprossige Helgoländer, schmiert sich mit Daumen und Zeigefinger aus einer zu diesem Zweck mitgeführten Flasche Kabakon-Kokosöl einen Klecks Lubrikant auf die Spitze seines erigierten Gliedes und vergewaltigt den wie ein verletztes Tier schreienden Jungen in einem Palmenhain. Vögel schrecken hoch, kreisen, kommen nicht mehr zur Ruhe.

Wir sehen Aueckens erst tot wieder, bäuchlings und nackt am Boden liegend, mit zerschmettertem Schädel, etwas Gehirnmasse ist ausgetreten. Fliegen laben sich an der nicht eintrocknen wollenden, noch glänzenden Wunde an seinem Hinterkopf — es scheint, als pulsiere sie noch, als sei das bißchen Leben noch nicht verlöscht und an jener Stelle noch vorhanden. Makeli ist nicht zu sehen, Engelhardt nur ein Schatten. Des Abends kommt Regen und wäscht das Blut fort.

Ob Engelhardt dem Antisemiten selbst eine Kokosnuß auf den Kopf schlug oder ob Aueckens, im selben Palmenhain wandelnd, in dem er den jungen Makeli geschändet, zufällig von einer herabfallenden Frucht

erschlagen wurde oder ob die Hand des Eingeborenenjungen aus Notwehr einen Stein erhoben hat, verschwindet im Nebel der erzählerischen Unsicherheit. Sicher ist nur die Tatsache, daß der Helgoländer durch den Aufprall eines harten, runden Gegenstandes aus dieser Welt nach Ultima Thule gelangte, vom sonnenbeschienenen Palmenstrand hinüber in das kalte, finstere Eisreich. Und da Aueckens, der sich keine sechs Wochen im Schutzgebiet aufgehalten hatte, rasch und zeremonienlos drüben auf dem Deutschen Friedhof in Herbertshöhe beigesetzt und weder vermißt noch betrauert wurde, legte sich schon bald das Vergessen über den Umstand, daß unser Freund eventuell einen Mord begangen haben könnte. Solcherlei Todesfälle geschahen eben in den Kolonien, im Zivilregister Neupommerns findet sich ein kärglicher Eintrag, eine kriminalpolizeiliche Untersuchung blieb aus, da der Stellvertreter des Gouverneurs entschied, eine vom Baum herabsausende Kokosnuß habe Aueckens getroffen, folglich sei es ein Unfall gewesen, und so entsandte er noch nicht einmal einen Repräsentanten nach Kabakon, um die Sache zu untersuchen.

Wäre jemand aus der Hauptstadt gekommen, er hätte nur Makeli befragen müssen, denn Jung Makeli, dessen Ehre durch Aueckens' Tod gerettet worden war, war Zeuge des Vorfalls — aber von ihm ist nichts, gar nichts zu erfahren. Die Liebe des Buben zu

seinem Herrn August Engelhardt allerdings wuchs danach bis ins Unendliche, und die allabendliche Vorlesestunde, durch den kurzen Besuch des Sodomiten ausgefallen, wurde nun endlich wieder aufgenommen. Es herrschte ja beileibe kein Mangel an interessanten Büchern — nach Dickens waren die munteren Geschichten von Hoffmann an der Reihe.

VIII

Nur einmal noch hatte Engelhardt den Bismarck-archipel verlassen, bevor alles sozusagen den Bach hinunterging. Er war zu der Überlegung gekommen, seine Schulden nicht mehr zu bezahlen, da er ja irgendwann damit beginnen müsse, das komplexe, schädliche Gefüge des Kapitalsystems abzulehnen. Ein Brieffreund aus Heidelberg, der an der berühmten Universität die mehr als trübe Existenz eines vollends verarmten Privatgelehrten führte, teilte ihm mit, es gäbe ganz in Engelhardts Nähe einen jungen Deutschen, der eine ähnliche — zumindest geistesverwandte — Gedankenwelt in die Realität zu übertragen sich angeschickt habe, jemand, der, ebenfalls auf einer Pazifikinsel wohnend, die Anorexia Mirabilis beispielsweise einer Seligen Columba von Rieti nachlebend, an Nahrung nichts, rein gar nichts zu sich nehme außer dem goldenen Licht der Sonne. Die fragliche Person lebe auf den Fidschi-Inseln, das sei doch wohl nur ein

Katzensprung entfernt, und Engelhardt möge doch einmal dort zu Besuche antreten.

Nun ja, hochinteressant, dachte Engelhardt, legte den Brief zur Seite und schlug einen etwas veralteten, aber durchaus noch brauchbaren Atlas auf: Fidschi lag so weit entfernt vom Schutzgebiet wie Australien, allerdings nicht in südlicher, sondern in östlicher Richtung, man würde wohl über die Neuen Hebriden reisen können. Sein Finger kreuzte auf der blau eingefärbten Ausdehnung des Stillen Ozeans die Strecke ab, unversehens schob er den rechten Daumen in den Mund und lutschte daran. Diese Marotte war ihm als Kind unter schweren Prügeln ausgetrieben worden, und er hatte sie, Herkos Odonton, für sich selbst wiederentdeckt, als probates Hilfsmittel einer nur ihm bekannten Meditationstechnik. In einem Hohlraum des Selbst versinkend, erlaubte ihm das Saugen am Daumen, die Umwelt beinahe lückenlos auszublenden, ja, sich derart in sich selbst zurückzuziehen, daß jegliche an den Gestaden seines Bewußtseins anbrandende Irritation von ihm abgehalten wurde wie eine gefräßige Motte durch ein besonders fein gewebtes Mückennetz.

Also zog er einen Wickelrock an, füllte einen Sack mit Kokosnüssen, fuhr nach Herbertshöhe hinüber und erkundigte sich nach dem Eintreffen des französischen Postschiffes Richtung Port Vila, das zufällig, als sei seine Reise tatsächlich Teil eines kosmischen Planes,

am nächsten Tag Neupommern erreichen sollte (die Messageries Maritimes verkehrte auf dieser Strecke nur genau zweimal im Jahr). Er borgte sich vom ihm stets wohlgesonnenen Postbeamten das Geld für das billigste Billett und schiffte sich anderntags barfuß auf der Gerard de Nerval ein, seine Kokosfasermatte am Achterdeck entrollend, ganz nach Art der Eingeborenen, die verschämt und fast unsichtbar eine Reise an Bord der großen Schiffe der Weißen zu unternehmen hatten. Die Absicht, sich heimlich auf die Gerard de Nerval zu schleichen, um kein unreines Geld mehr anfassen zu **müssen**, hatte er rasch verworfen.

Die wenigen Franzosen, die ihn nicht vollends ignorierten, hielten ihn für einen dem Primitivismus fröhenenden Kunstmaler, eine deutsche Version ihres Gauguins, ergo für eine durchweg lächerliche Figur, die jedoch — und hier zeigte sich, daß der gallische petit bourgeois eine größere Toleranz an den Tag zu legen vermochte als sein von der anderen Seite des Rheines stammendes, dunkel-teutonisches Gegenüber — durchaus ihre Existenzberechtigung habe, und sei es nur, um den verkrusteten Bürger (also sich selbst) bestätigt zu sehen. Der Franzose per se fühlte ganz instinktiv mit den Figuren am Rande der Gesellschaft. Fürchtete er auch die Erneuerung, insoweit sie mit dem Gestus überlegener Kultur operierte, und das damit verbundene Obsoletwerden seines Mittelmaßes, so stand er

ihr doch nicht unbedingt feindlich gegenüber, sondern abwartend, belustigt und durchaus auch neugierig. Die Franzosen waren in ihrer autistischen Eleganz zwar eklatante Snobs, aber da sich ihre Kultur über Sprache definierte, über *la francophonie*, und nicht, wie in Deutschland, über mythisch rauschende Blutszugehörigkeit, erschienen sie heterogener als die Deutschen, bei denen es keine Zwischentöne gab, keine Nuancen, wenig Schattierungen.

Engelhardt tat ihnen gar nicht erst den Gefallen, in den Salons zu speisen, statt dessen wartete er, bis es dunkel wurde, und verzehrte dann ein paar Kokosnüsse aus seinem Sack. Anschließend legte er sich der Länge nach in eine Ecke des Achterdecks, sah hinaus auf die weite, vom Mondschein bespiegelte, schwarzgrüne See und gab sich dann, nach ein paar Stunden monotonen Starrens, seinen Träumen hin, die ihm in letzter Zeit immer bedrohlicher und gespenstischer erschienen waren.

So hörte er die Gesänge der Passagiere nicht, die noch bis tief in die Nacht, ja fast bis zum Morgengrauen champagnerschwere Chansons über dem Stillen Ozean verwehen ließen; auf der festlich beleuchteten Gerard de Nerval wurde noch zügelloser getrunken als einst auf der Prinz Waldemar. Durch Engelhardts Organismus aber rauschte nur der milchig-klare Honigseim, der zu Flüssigkeit gepreßte Opal cocos nuciferas.

Und hatte er schon vor langem **entschieden**, sich nicht mehr durch Alkohol beseelen zu lassen, so war doch der **Erregungszustand**, in den er durch die Kokosmilch versetzt wurde, derartig, daß er selbst im Schlaf wahrzunehmen schien, sein Blut werde sukzessiv durch Kokosmilch ersetzt, ja es war ihm, als ströme durch seine Adern kein roter, tierischer Lebenssaft mehr, sondern der wesentlich hochentwickeltere pflanzliche Most seiner Idealfrucht, der ihn dereinst befähigen werde, seine Evolutionsstufe zu **transzendieren**. Es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob seine Diät oder aber seine zunehmende Einsamkeit als Ursache für die sich langsam anbahnende Seelenstörung anzusehen war, zumindest aber potenzierte der ausschließliche Verzehr von Kokosnüssen eine bei ihm schon immer vorhandene Irritabilität, eine Unruhe angesichts bestimmter, vermeintlich unveränderbarer, ihn vexierender äußerer Umstände.

Während Engelhardt also auf dem Franzosenschiff ostwärts fuhr, hatte man in Herbertshöhe nach kurzer Diskussion entschieden, die Hauptstadt von Deutsch Neu Guinea abzubauen und keine zwanzig Kilometer weiter die Küste hinauf neu zu errichten, immer noch in der Blanchebucht, in nächster Nähe des Vulkans, an einem Ort namens Rabaul. Die Hafeneinfahrt drohte über kurz oder lang zu versanden, es gab da wohl eine unterseeische Strömung, die jeden Tag tonnenweise Schlick in die Bucht spülte. Jedenfalls existierte Her-

bertshöhe von einem Tag auf den anderen nicht mehr. Man ordnete an, daß sämtliche Häuser, die fein säuberlich auseinandergebaut, zu Bretterstapeln und Nagelkisten geschichtet und mit den exakten Bauplänen zu ihrer Wiedererrichtung versehen worden waren, durch den Urwald getragen werden sollten. Ein ameisenhaftes, von Hahls Stellvertreter gewissenhaft orchestriertes Prozedere spielte sich zwischen alter und neuer Hauptstadt ab, ein emsiges Kommen und Gehen, in dessen Verlauf zwei eingeborene Träger von Bäumen erschlagen und ein Unglücklicher von einer Todesotter in den nackten Fuß gebissen wurde, weil er ein antikes Möbelstück, das er durch den Dschungel nach Rabaul tragen sollte, nicht hatte fallen lassen wollen. Die deutschen Damen fuhren mit dem einzigen Automobil. Man baute alles mit großer Sorgfalt und in Windeseile wieder so auf wie in Herbertshöhe, die beiden Hotels, die Gouverneursresidenz, die Faktoreien, die Landungsstege; selbst eine prächtige neue hölzerne Kirche, die (bis auf ein fälschlicherweise mit dem Gesicht zur Wand gehängtes Portrait Kaiser Wilhelms des Zweiten) exakt so ausschaute wie die eben abgebaute, wurde errichtet und flugs vom örtlichen Pastor geweiht. Sogar Emmas Villa Gunantambu wurde nach Rabaul versetzt, und manch einer konnte sich anfangs nicht daran gewöhnen, nun links hinunter zur Chinatown zu gehen anstatt rechts, und man vermißte Bäume, die vormalig

an bestimmten Stellen gestanden hatten, ja, es war über alle Maßen desorientierend.

Um ein Haar wäre Engelhardt unterwegs Christian Slütter begegnet, mit dem er einmal im Hotel Fürst Bismarck, im Herbertshöhschen, Schach gespielt hatte. Nachdem die Gerard de Nerval in Port Vila angelegt und Engelhardt auf ein britisches Postschiff Richtung Fidschi-Inseln umgestiegen war, hatte dieser sich, obgleich es wirklich nicht seinem Charakter entsprach (oder aber vielleicht gerade deshalb), vor einer Spelunke mit einem amerikanischen Baptisten geschlagen, der seinerseits einen Eingeborenen, der ihm im Wege gestanden war, rüde beiseite getreten hatte. Der Christ war ein schlangenäugiger Zwei-Meter-Mann in dunklem, stark befleckten Gewand gewesen, mit Händen wie Dampfhämmern: es erreichte Slütter eine Ohrfeige links, eine rechts, benommen segelte er zu Boden, es war nicht der Rede wert, sondern eine Prügelei, wie sie in jeder Hafenstadt vorkommt, nur zog der Prediger in rasender Wut ein Stilett aus seinem Stiefel, um es dem am Boden liegenden, stöhnenden Deutschen in den Bauch zu rammen. Doch da erwischte den Yankee die seitwärts heransausende Eisenstange hinterm rechten Ohr, die der hinzugetretene Eingeborene, den Slütter hatte verteidigen wollen, vom Boden aufgelesen und mit aller Kraft im Kreis geschwungen hatte. Slütter entkam

dem Tumult, indem er sich hinter ein Gebäude robbte und abwartete, bis die herbeigeeilten örtlichen Gendarmen wieder abgezogen waren, den eingeborenen Delinquenten fest gepackt. Derweil hatte Slütter den unumstößlichen Schuldbeweis, jenes mit dem blutigen Haarbatzen des Predigers verklebte, tödliche Eisen, mit sich in sein Versteck geschleift, sich daraufgelegt und war anschließend erschöpft eingeschlafen, wo wir ihn nun liegen lassen wollen, bis er wieder auftaucht.

Das Städtchen Suva auf Fidschi ähnelte auf den ersten Blick Herbertshöhe (vielmehr seinem neuen Ebenbild Rabaul), war aber von Gaunern, Säufern, Piraten, Methodisten, Strandläufern und anderem unsauberen Charakterwerk bevölkert, die von allen im Pazifischen Ozean befindlichen Inseln die kleine britische Kolonie Fidschi dazu auserkoren hatten, dort ihr Unwesen zu treiben, Gott allein weiß, warum.

Auf einem namenlosen Nachbareiland hatte sich indes der Lichtesser und Pranaist Erich Mittenzwey aus Berlin-Dahlem angesiedelt, man hatte monatelang Pilger und Jünger empfangen, und als Engelhardt dort anlandete, war es ihm, als schaue er in einen verrückten Zerrspiegel seiner eigenen zukünftigen Kokovoren-Kolonie. Er wurde willkommen geheißen, und in der irrigen Annahme, es handele sich bei ihm ebenfalls um einen Adepten Mittenzweys, wurde ihm ein

Schlafplatz in einer der zu Dutzenden an der kleinen Bucht errichteten Basthütten zugewiesen. Alles wirkte strengstens organisiert und nach deutschem Schema hergerichtet, Engelhardt sah mit Erstaunen, wie ein junger Mann versonnen den Strand fegte.

Der nicht sonderlich magere Mittenzwey selbst zeigte sich ab der **Mittagsstunde**, wobei er auf einem thronartigen Bambusgebilde am Strand Platz nahm, sich bis auf ein schnupftuchgroßes Lätzchen, das seine Scham bedeckte, nackt entkleidete und unter diversen Verrenkungen, die Engelhardt als frei improvisierte yogische Übungen deutete, damit begann, wie ein Karpfen schnappend den Mund aufzureißen, um so Sonnenlicht in seinen Organismus aufzunehmen. Die kleine Schar der Pilger, die ihm zu Füßen saß, staunte, und man warf sich zu Boden, es Mittenzwey gleichtuend, versuchend, die Sonnenstrahlen zu trinken. Engelhardt, der eine bodenlose Wut in sich aufsteigen fühlte, setzte sich nach der kurzen Darbietung (Mittenzwey war wieder in seiner Hütte verschwunden) zu einem jungen Inder in den Sand und fragte ihn, was genau denn hier geschehe.

Ja, seit über einem halben Jahr habe der Fakir Mittenzwey nur die Essenz des Lichts zu sich genommen, weder Wasser noch Nahrung, das sei im Mittelalter in Europa gang und gäbe gewesen, nur habe Mittenzwey hier auf den Fidschi-Inseln, die zu großen Teilen

von den Abkömmlingen der aus Nordindien eingewanderten Lohnarbeiter bevölkert seien, die Disziplin mit indischer Philosophie verfeinert. Es gehe im Prinzip darum, das Prana, also jenen Stoff, der uns umgäbe, durch bestimmte Atemtechniken in uns zu speichern, quasi die Materie des Äthers in Nährstoffe zu verwandeln. Es erfordere natürlich ein Höchstmaß an Konzentration und Willenskraft, nicht jeder vermöge dies einfach so zu erreichen, man müsse sich durch gewisse, jahrelang erlernte Meditationszustände selbst dergestalt in Trance versetzen, daß der auf den Lichtstrahlen reitende Weltgeist beginne, den Körper zu durchdringen. Ja, und um ihm zu huldigen, bringe man dem Meister Geldgeschenke, Uhren und Schmuck, den er offen in seiner Hütte verwahre, um sich stets die Vergänglichkeit der Welt und ihres eitlen Tandes vor Augen zu führen.

Engelhardt hatte genug gehört, so ein Humbug war ihm lange nicht untergekommen. Er erhob sich, lief den Strand hinauf zur Mittenzweyschen Behausung, schob, ohne zu klopfen oder sich sonstwie anzukündigen, den Bastvorhang beiseite und betrat das Allerheiligum des Dahlemer Fakirs. Mittenzwey und ein dunkelhäutiger, älterer Inder saßen an einem Tischchen und schreckten hoch wie ertappte Kinder, die verschiedenen Schalen mit Reis, Früchten und Hühnerschlegeln entsetzt in die Ecke fegend, dann sanken die

beiden in sich zusammen. Mittenzwey legte resigniert die Stirn in die Hände, der Inder stand auf und wischte sich den Mund ab, und in diesem Moment erkannte Engelhardt, daß es Govindarajan war, der dort vor ihm stand, der betrügerische Tamile, der ihn einst, vor Jahren, auf der Insel Ceylon in eine dunkle Höhle gelockt und anschließend seines Geldes beraubt hatte.

Im kurzen Augenblick des gegenseitigen Erkennens fiel Mittenzwey auf die Knie, der Deutsche möge sie um Himmels willen nicht verraten, es sähe schlimmer aus, als es in Wirklichkeit sei, man habe zweifellos betrügerische Absichten an den Tag gelegt, aber es wäre ja niemand gezwungen worden, ihnen ihre Wert-sachen zu schenken, dies habe einfach eines Morgens begonnen, dann hätten die zureisenden Adepten immer mehr Präsente gebracht, und ein Zurückgeben wäre schlicht und einfach unmöglich geworden. Während man ihm zwei Handvoll Schmuck und wertvolle Uhren aus einer eiligst herangezogenen, geöffneten Truhe anbot, fragte Govindarajan, was denn Engelhardt dort für merkwürdige Flecken an den Beinen habe.

Govindarajans abscheuliche, süffisante Visage und die so schamlos offerierten Präziosen tunlichst ignorierend, wollte Engelhardt von Mittenzwey wissen, ob das Einatmen des Prana wirklich nur Scharlatanerie wäre oder ob es tatsächlich möglich sei, nichts als Licht

zu sich zu nehmen (die ringsherum am Boden verstreuten Speisen suggerierten doch wohl eher das Gegenteil). Der Berliner Fakir, der im Grunde kein garstiger Mensch war, entgegnete kleinlaut, er habe das Fasten **ungefähr** vierundzwanzig Stunden lang versucht und sei dann sehr rasch an die Grenzen seines Körpers gelangt. Am schlimmsten sei freilich der Durst gewesen, aber er habe dann mit Sicherheit gewußt, daß sich kein Mensch monatelang von der Gabe der Sonne ernähren könne.

Ach Unfug, nichts anderes übe Engelhardt aus, er speise sich aus der Sonnenfrucht, und dies schon seit Jahren, erwiderte dieser mit Genugtuung, und ihren Talmi könnten die beiden behalten, er werde nichts verraten, es sei allerdings ein trauriger Anblick, den der Tamile und Mittenzwey ihm böten, aber er wisse jetzt, daß ihn zukünftig lediglich die Reine Lehre umgeben müsse, und er werde sich nun anschicken, ebenfalls Adepten zu gewinnen, denen er auf Augenhöhe begegnen werde, er, der darunter leide, daß niemand ihn besuchen komme auf seiner eigenen Insel, er, der gerne einen **Freund**, einen Mitutopisten gehabt hätte, aber wenn er sähe, was für einen Pappkameraden Mittenzwey dort zur Seite habe, dann sei das Alleinsein dieser byzantinischen Verstohlenheit, diesem hier auf Fidschi errichteten, erbärmlichen Lügenhaus allemal vorzuziehen. Pfui, sagte er, und adieu, und dann trat

er hinaus, ohne den jämmerlichen Strolch Govindarajan auch nur mit dem Anflug eines Blickes zu beehren. Es wäre nicht angegangen, von ihm seine Barschaft zurückzufordern, da er ja beschlossen hatte, kein Geld mehr anzufassen, gleichwohl er es zweifelsohne gut hätte gebrauchen können, um seinen im Schutzgebiet aufgehäuften Schuldenberg etwas abzutragen.

Govindarajan, der das Geld natürlich schon vor Jahren ausgegeben hatte, kicherte wie eine böartige Ziege, denn er hatte die Flecken an Engelhardts Beinen wohl erkannt. Da war eine abfällige Handbewegung, dann raunte er Mittenzwey zu, um diesen dort brauche man sich keine Gedanken mehr zu machen, er sei ohnehin auf dem Weg in die Unterwelt, ihre Glücksträhne hingegen sei noch lange nicht vorbei, und er schickte sich an, die Hütte wieder aufzuräumen, die Hühnerknochen und den Reis in die Feuerstelle zu werfen und alles mit Asche und Sand zu bedecken, immer noch in sich hineingriepend.

Den Daumen nun öfter im Mund, als ihm selbst recht war, fuhr Engelhardt zurück, diesmal als blinder Passagier auf einem deutschen Kreuzer der Kaiserlichen Marine, der SMS **Cormoran**, die im Hafen von Suva Kohle und Frischwasser geladen hatte. Er hatte sich in einem der mit Persenning überzogenen Rettungsboote verborgen und ein paar Kokosnüsse gegen den Hunger und den Durst mit hineingenommen. Sein

Wasser schlug er ab, indem er den Harn in eine leere Nußschale gab und diese bei Nacht, durch die seeseitig leicht gelüpfte Persenning, weit hinaus in die Dunkelheit des Ozeans schleuderte. Gewiß, allzuviel wäre ihm bei seiner Entdeckung nicht passiert, schließlich war es ein deutsches Schiff, aber es kam in jenen Zeiten vor, daß die Bootsbesatzungen anderer Nationen nicht besonders zimperlich mit blinden Passagieren umgingen — sowohl Franzosen, Russen als auch Japaner warfen die Unglücklichen kurzerhand über Bord, als befände man sich mitten im krudesten achtzehnten Jahrhundert und nicht in unserem geregelten zwanzigsten. Engelhardt mußte an die Armen denken, die auf der Meeresoberfläche treibend das jeweilige Schiff hatten davonfahren sehen, ihren eigenen Tod durch Durst oder Entkräftung vor Augen, ohne auch nur die leiseste Hoffnung, um sich herum Abertausende Kilometer der rücksichtslosen See, und ihm schauderte, und er schob den Daumen fester in den Mund.

Nach zwei Wochen vollkommen ereignisloser, sonnenbeschiedener Fahrt ankerte die Cormoran in der Blanchebucht, und Engelhardt verließ das sichere Versteck, zufrieden über das Gelingen seiner Gratisexkursion. Im allgemeinen Gewusel der Ankunft des Kriegsschiffes mischte er sich auf dem Anlegesteg unter die Menge und bekam es plötzlich mächtig mit der Angst zu tun, als er nämlich bemerkte, daß er sich gar nicht

im ihm vertrauten Herbertshöhe befand, sondern die Häuser, Palmen und Alleen auf höchst irritierende Weise verschoben zu sein schienen. Er verlor so sehr die Orientierung, daß er das Gefühl hatte, er würde ohnmächtig und eine gigantische Kraft sauge ihn dabei in ein enges Loch, in dem er anschließend zu Atomen demontiert würde.

Drängelnd schob er sich an den weißbekleideten Schaulustigen vorbei, die Gesichtszüge entglitten ihm, da war doch die Kirche, meine Güte, nur stand sie verkehrt herum, er riß mit beiden Händen an seinem Bart, dort drüben lag das Kaiserliche Postamt, aber gegenüber fehlte die Forsaythsche Faktorei, die sich vor wenigen Wochen noch dort befunden hatte, während sie nun, da er wie planlos durch Rabaul stolperte, nächst dem Hotel Fürst Bismarck stand.

Flehend näherte er sich diesem oder jenem Passanten, man möge ihm doch bitte sagen, was hier geschehen sei, aber man wich ihm aus, zu bizarr war der Anblick des offensichtlich derangierten, nur mit einem Wickeltuch bekleideten Langhaarigen. Hoteldirektor Hellwig, der, sich mit einem Offizier der Cormoran unterhaltend, Richtung Gouverneursresidenz schlenderte, erschrak beim Anblick des stark abgemagerten Besitzers der Kabakon-Plantage, der wie ein Schreckgespenst mitten auf der Allee mit den Armen ruderte. Er ließ den Offizier stehen und versuchte Engelhardt

zu erklären, daß die Stadt verlegt worden war — Jesus, Maria, habe etwa niemand ihm das mitgeteilt —, doch dieser konnte nur immerfort auf das fehlende Ohr des Hotelbesitzers starren, als würde dort, an jenem knorpeligen Atavismus abzulesen sein, wohin seine Bodenhaftung allmählich entschwunden war. Kein einziges deutsches Wort brachte er heraus, sondern unter weiterem Gestammel und schließlich in Zungen redend ließ er den ihm eigentlich wohlwollend gesinnten Hellwig stehen und ging zum Strand hinunter, um sein Segelkanu zu suchen, das ihn zurück auf seine eigene, ihn wieder gesundmachende Insel bringen würde.

IX

Inmitten des vierten oder fünften Jahres kam, wie vor langer Zeit erhofft, ein verstimmtes Klavier nach Kabakon. Es landete freilich nicht alleine, sondern in fürsorglicher Begleitung eines Mannes, der sich durch drei kurz nacheinander eintreffende, exaltiert und gesalbt formulierte Briefe angekündigt hatte: Max Lützow, Geigen- und Klaviervirtuose aus Berlin, Leiter des nach ihm benannten Lützow-Orchesters und blondhäuptiger Frauenheld (letzteres stand freilich nicht in den Briefen). Lützow war ausgebrannt, will sagen, erledigt; er war zivilisationsmüde und führte eine erschreckende Ansammlung halbimaginierter Krankheiten mit sich, derer er sich freimütig bedient hatte, um die Malaise seines deutschen Alltags mit dem Tuche der Hypochondrie zu verhüllen. Er litt abwechselnd, je nach Wetterlage und Tagesform, unter Asthma, Rheumatismus, Keuchhusten, Migräne, Ennui, Schüttelfrost, Anämie, Schwindsucht, Ohren-

sausen, Knochenschwund, Rückenschmerzen, Würmern, Lichtempfindlichkeit und Dauerschnupfen.

Lützow war natürlich, wie ihm auch jahrelang jeder Spezialist in Berlin versichert hatte, kerngesund, so daß er sich, in Ermangelung ärztlicher Bestätigung seiner ausufernden und nur ihm ersichtlichen Krankheitsbilder, einer Reihe von neumodischen Kuren unterzogen hatte, allen voran der Hypnose. Auch hatte er, als die kostspieligen Besuche bei den Charlottenburger Mesmeristen wenig Ergebnisse zeitigten, ja ihm weder Linderung noch besondere Einsichten in die Ursachen seiner sich abwechselnden Leiden verschafften, auf Empfehlung eines befreundeten jüdischen Cellisten eine Reise nach Wien unternommen, um den dort im neunten Bezirk praktizierenden Dr. Sigmund Freud zu bitten, ihm bei einer Untersuchung sozusagen sein Gehirn zu sezieren.

Doch dieser hatte ihn nach kurzem Gespräch abgewiesen, zu kläglich und uninteressant war dem berühmten Nervenarzt die kleine Hysterie des Berliner Musikers erschienen, so daß dieser, noch am selben Abend seiner Ankunft in Wien, bereits wieder im Zug Richtung Berlin saß, im Geiste hinter Dr. Freuds Namen ein Häkchen setzte und beschloß, er müsse augenblicklich Vegetarier werden, da sich das Leiden der im Schlachthaus sterbenden Tiere stante pede, durch die Nahrungsaufnahme quasi, im Hallraum seines eigenen Körpers morphologisch fortsetzte.

Lützow warf das im **Bahnhofsbuffet** gekaufte Schinkenbrot aus dem Fenster des anfahrenden Zuges, sank durch das gleichmäßige Rattern der Eisenbahn in einen unruhigen Dämmer Schlaf und besorgte sich, kaum in Prag umgestiegen und im vorabendlichen Berlin angekommen, in einer Buchhandlung am Zoologischen Garten eine ganze Kiste freigeistiger, zeitgenössischer Literatur zum Thema Vegetarismus. Darunter, und Lützow blieb darin sofort gefangen wie eine sich verirrende Biene, die im klebrigen Baumharz anlandet, war auch die Schrift mit dem wohlklingenden Titel *Eine sorgenfreie Zukunft*. Der Buchhändler hatte etwas von Neu Guinea geraunt, und flugs war Lützow in der Berliner Dependence des Norddeutschen Lloyd erschienen und hatte sich von einer durch und durch elektrisierten und von der Verheißung ausgefallener Eskapaden begleiteten Stimmung ein Billett in die Südsee besorgt.

Engelhardt, der gerade damit beschäftigt war, sich nach vielen Monaten sonnenbedingten Wachstums endlich einmal wieder die Zehennägel zu schneiden (er verwendete hierfür eine für diesen Zweck um einiges zu große Papierschere, die er dem Herbertshöher Postbeamten für empörende eine Mark und fünfundachtzig Pfennige abgekauft hatte), die schon wieder etliche Zentimeter lang dergestalt von seinen Füßen nach vorne gewachsen waren, daß er sich bereits mehrmals an freiliegendem Wurzelwerk und größeren Muscheln

gestoßen hatte, saß auf der kleinen Holzterrasse, die hinauf zu seiner Veranda führte, und beobachtete freudig erregt die Verrenkungen der eingeborenen Männer, die sich schwitzend mühten, das Klavier trockenen Fußes von der kleinen Dampfbarke auf zwei Kanus zu hieven, um es anschließend am Strande seiner Bucht anzulanden. Zwar stellten sie sich recht geschickt an, doch war das Gewicht des Instruments für die Kanus zu groß, so daß die dümpelnden Boote fast zu kentern drohten. Unter den Männern stand gestikulierend Max Lützow, den Oberkörper frei, der Kopf hochrot, und dirigierte den komödiantisch anzusehenden Verlauf der Klavierentladung.

Während sich Engelhardt mit der Schere schnell noch über den mittleren Zeh seines linken Fußes hermachte (seine Fingernägel knabberte er ab, dies war mitunter das einzige tierische Eiweiß, das er zu sich nahm, und wir würden ihm diese kleine Form der Auto-Anthropophagie ruhig nachsehen und vor allem unerwähnt lassen, wenn sie nicht eine gewisse Symbolhaftigkeit frühzeitig zum Ausdruck brächte), zogen und schleppten die Männer das Klavier, dessen Füße sich nun in den nassen Sand eingruben, endlich an den Strand hinauf und hinterließen in demselben tiefe Furchen, die Engelhardt an die Spur einer Riesenschildkröte erinnerten, die zum Eierlegen das schützende Meer verläßt.

Er verwarf diesen Gedanken, der ihm im Augenblick des Denkens sonderbar unanständig erschien, legte die teure Schere an den äußeren Rand der mit Muscheln und Treibholz geschmückten Veranda, bedeckte seinen Unterleib mit dem Lendentuch, das ihm zuvor als Auffangfläche für die abgeschnittenen Fußnägel gedient hatte (die wohl aus Langeweile geborene, streng geheime Marotte, auch seine gesammelten Fußnägel als Nahrungsquelle zu nutzen, untersagte er sich beim Anblick des mit freudiger Skepsis erwarteten Virtuosen), und lief, den rechten Arm emporgereckt, zum Strand hinunter, um seinen Gast aus Deutschland zu begrüßen, der ermattet und ausgelaugt in den Sand gesunken war. Derweil schlich ein Schatten um das Haus und stahl mit flinker, sicherer Hand die dort in der Sonne blinkende Schere — anzunehmen, daß es Makeli war.

Lützows Ankunft hatte in Rabaul für einige Aufregung gesorgt; besonders unter den wenigen deutschen Damen, die sich von dem berühmten Musikus zumindest eine Aufwertung ihrer von Langeweile, Lästereien und unendlichen Wiederholungen gekennzeichneten Soireen erhofften, bestenfalls aber die Möglichkeit zu einem kleinen Flirt. Abend für Abend wurde der junge, hübsche, in weißes Flanell gekleidete Berliner also erst einmal an das Klavier des Deutschen Klubs eher gezerrt als gebeten, um die dort versammelten Pflanzer und ihre Gattinnen mit einem aus Versatzstücken mo-

discher Musik zusammengewürfelten Repertoire zu **unterhalten**. Sie verlangten von ihm rührselige Schläger, er spielte alles wie gewünscht auf dem schrecklich klingenden Instrument, sowie Donizetti und **Mascagni** und vor allem den klebrigen Bizet.

Schnell hatte sich allerdings herumgesprochen, daß Lützow gedenke, sich bei August Engelhardt auf Kabakon anzusiedeln, was zu einer Aufwertung Engelhardts bei gleichzeitiger Abwertung Lützows führte; man versuchte, ihn mit allen Mitteln davon abzuhalten, der Nürnberger drüben auf seinem Eiland sei doch nicht ganz bei Trost, er ernähre sich, es sei kaum zu glauben, so erzählten sie ihm, abwechselnd nur von Nüssen und Blumen und sei den ganzen Tag über nackt. Die Erwähnung dieses Umstandes allerdings führte bei den Damen zu einer leichten Erhitzung, die sie, schlecht geschauspiel, durch Wedeln mit ihren Handfächern zu übertünchen versuchten. Aus ihren Dekolletees stiegen dabei Düfte von Tuberosen, Verveine und Moschus, die sich wie unsichtbarer Bodennebel ausbreiteten und wohlriechend und andeutungsschwanger durch die Salons des Klubs verwehten. Er solle doch bitte hier in Rabaul bleiben, wo man es lustig und zivilisiert habe — in den nächsten Monaten werde gar ein **Marconi-Apparat** erwartet, und ob er nicht noch einmal *Carmen* spielen könne, nur einmal noch?

Lützow nun trieb es an den Rand der Verzweiflung; hier war er Tausende von Meilen gereist, um sich in exakt derselben Situation wiederzufinden, vor der er geflohen war. Die Rabauler Provinzialität indes war um ein Vielfaches ausgeprägter noch als in Berlin, gleichermaßen hätte er sich auch nach Cannstatt oder Buxtehude begeben können. Dort hätten sich dieselben Matronen in ihren unter den Achselhöhlen vergilbten, unmodisch gebauschten Kleidern, aus deren mit Madeiraspitze umflorten Dekolletees ihm überreife Brüste wie Hefeteig entgegenquollen, herübergelehnt, zuckrige Gläser Likör in den beringten Händen, und hätten die gleichen zweideutigen Bemerkungen über seine Fingerfertigkeit gemacht, nur war es hier unendlich heißer und um ein Vielfaches abgeschmackter. Einzig Queen Emma, die sich dem Deutschen Klub und seiner prätentösen Provinzialität aus guten Gründen fernhielt, hätte ihn wohl aus seiner Niedergeschlagenheit herausreißen können, doch sollten sich die beiden erst zu einem späteren Zeitpunkt kennenlernen, als es gewissermaßen schon zu spät war.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, unterbrach Lützow eines Abends sein Spiel, zog den Herrn Hoteldirektor Hellwig, der sich allabendlich an den Amüsements im Klub beteiligte, an einen Zweiertisch auf der Veranda und bat ihn, er möge ihm doch den Kauf jenes Klaviers ermöglichen, er biete dreihundert, ach

was, vierhundert Mark für das verstimmte Ding. Hellwig, dem der Klubvorstand noch einen größeren Gefallen schuldig war, knapste sich selbst im Geiste einhundert Mark von dieser Transaktion ab und beschied Lützow, der Handel sei so gut wie gemacht, wenn er noch fünfzig Mark Provision für ihn, Hellwig, drauflege. Handschlag.

Der nächste Morgen hatte sich hell und klar über dem zerklüfteten Vulkangebirge der Blanchebucht erhoben, mit einem Schlag war es Tag geworden und um halb sieben bereits so heiß wie in einer Backstube. Acht schwarze Männer hatten schwitzend das Klavier an Bord der kleinen Barkasse gehievt, die normalerweise zwischen der Hauptstadt und Mioko verkehrte, und während die letzten Wolken der schwindenden Nacht unter der Morgensonne verdampften, bestieg Lützow, die ihm am Vorabend spendierten Liköre austranspirierend, das eigens gemietete Schiff und fuhr mit verkatertem Nervenkostüm und zitternder Hand an dem wacklig vertäuten Klavier, das er Engelhardt als Morgengabe zu überreichen gedachte, hinüber nach Kabakon.

Nun begann tatsächlich eine Reihe unbeschwerter, glücklicher Tage. Lützow, der stets eine Stimmgabel im Gepäck mitführte, machte sich sofort an die Aufgabe, das Klavier, das von den Eingeborenen ins Bücherzimmer bugsiert worden war (man hatte kurzerhand

eine hölzerne Seitenwand des Hauses entfernt und sie anschließend wieder an die Eckpfosten des Hauses angenagelt), von den jahrelang aus ihm dringenden Mißtönen zu befreien, indem er, auf seiner Gabel das reine A anschlagend und sich tiefhinab in das Innere der Apparatur beugend, damit begann, den Heilungsprozeß des Instrumentes einzuleiten — er empfand ein verstimmtes Klavier wie ein Maler, auf dessen Palette die Farben Rot und Blau fehlten.

Engelhardt, der, nackt auf der Veranda liegend, seine täglichen Sonnenbäder genoß, hörte lächelnd im Hause die probenhalber angeschlagenen Töne und den dabei munter pfeifenden Lützow. Er verspürte eine tiefe Hochachtung vor Künstlern und ihren Fähigkeiten, fast grenzte es ihm an Neid, daß er weder das Talent noch die Disziplin aufbringen konnte, so etwas wie wirkliche Kunst zu schaffen. Während er die Augen zukniff und dabei den Horizont anvisierte, dachte er darüber nach, ob nicht sein Aufenthalt auf Kaba-kon eventuell auch als Kunstwerk angesehen werden könne. Unversehens erschien ihm der Gedanke, daß er möglicherweise selbst sein eigenes künstlerisches Artefakt sei und daß vielleicht die Gemälde und Skulpturen, die man in Museen ausstellte, oder die Aufführungen berühmter Opern von einem völlig veralteten Kunstbegriff ausgingen, ja daß lediglich durch seine, Engelhardts, Existenz die Kluft zwischen Kunst und

Leben aufgehoben wurde. Er lächelte erneut, diesen köstlichen, solipsistischen Einfall in eine geheime und abgelegene Ecke seines Gedankengebäudes entsendend, setzte sich auf, öffnete eine Kokosnuß und inspierte dabei die Wunden an seinen Beinen, die sich in den letzten Wochen nässend weiter vergrößert hatten. Rote Flecken waren mäandernd daneben erschienen, die sich bei Berührung taub anfühlten. Die fraglichen Stellen zuerst mit Kokosmilch, später mit Salzwasser, dann mit einer Jodtinktur betupfend, vergaß er sie alsbald wieder.

Engelhardt und Lützow, die schnell zueinander eine innige Seelenverwandtschaft verspürten, ohne darüber zu sprechen, erkundeten gemeinsam das Eiland, besuchten die Dörfer der Insulaner und nahmen dort als Ehrengäste an allerhand Festivitäten und Tanzdarbietungen teil. Einem Häuptling und seinen Kindern wurde im Gegenzug gestattet, die beiden Deutschen in ihrem Haus zu besuchen (denn Engelhardt hatte bestimmt, daß Lützow sofort zu ihm ziehen und nicht erst, wie der unglückliche Aueckens, eine Probezeit in der Basthütte absolvieren solle) und dort, unter dem wachen Blick des jungen Makeli, dem Klavierspiel beizuwohnen, mit dem der Neuzugang die Anwesenden erfreute.

Andächtig wurden Lützows schmale Hände beobachtet, die auf den elfenbeinernen, rissigen Tasten hin

und her tanzten und dem nun vorzüglich gestimmten Instrument die herrlichsten Tonkaskaden zu entlocken wußten. Der Häuptling ließ es sich nicht nehmen, während des Vortrags selbst ans Klavier zu treten und mit dem kleinen Finger (denn dieser erschien ihm am elegantesten) einzelne Tasten niederzudrücken, deren Klang allerdings im Gesamtgefüge derjenigen Kompositionen, die Lützow vorzutragen sich entschieden hatte, für erhebliche Dissonanz sorgte. Aber es war ihnen einerlei! Sie lachten und freuten sich, nicht in Rabaul zu sein, sondern unter Menschen, deren ungeschulte Ohren Liszt zwar nicht von Satie unterscheiden konnten, die aber gleichwohl die Musik als etwas ganz und gar Außerordentliches empfanden.

Makeli, dessen Deutschkenntnisse ungewöhnliche Fortschritte machten (Engelhardt las nun allabendlich aus Büchners *Lenz* vor, hernach aus Kellers *Grünem Heinrich*), berichtete ihnen, der Häuptling habe drüben in seinem Dorfe angeordnet, ihm ein Klavier aus Bast in Originalgröße nachzubauen, und er habe daselbst auf dem Dorfplatz, unter dem nächtlichen Sternenhimmel und dem begleitenden Gesumme Hunderter Zikaden, begonnen, die Lützowschen Handbewegungen auf der Tastatur (die man mit Kohlestückchen und Kalkpaste abwechselnd schwarz und weiß bemalt hatte) theatralisch nachzuahmen und dabei inbrünstig, durchaus melodios und gleichsam gänzlich improvisiert zu singen.

In diesen Tagen berichtete er aber auch von einem Loch im Urwald, einer mit angespitzten Bambuspfeilen umkranzten, sechs Meter tiefen Grube, an deren Grund sich giftige Schlangen tummelten, Kobras und dergleichen, auch Vipern, auch eine uralte Todesotter wohne dort unten in der feuchten Dunkelheit. Seit Generationen sei das Loch an einer Stelle ausgehoben, der sich zu nähern dem Stamm tabu sei. Nur dem Häuptling und seinem Stellvertreter sowie einem in Zungen sprechenden Heiler sei es gestattet, an den Rand der Vertiefung zu treten und hineinzusehen. Ab und an, so Makeli, würfen sie ein Stück Borstenschwein hinein, ganz selten einen lebenden Hund.

Lützows zahllose Krankheiten indes waren wie von einer tropischen Brise weggepustet. Weder schmerzten ihm die Gelenke, noch verspürte er jenen aggressiven Druck hinter den Augen, der ihn jahrelang in Deutschland begleitet hatte und den er, resignierend, bereits als immerwährenden Teil seiner selbst begriffen hatte. Schnupfen und asthmatische Anfälle tauchten nicht wieder auf. Zwar vermochte er noch nicht, wie sein Gastgeber Engelhardt, gänzlich nackt umherzulaufen, aber er bestieg mindestens ebenso behende wie Makeli die Stämme der Palmen, um die Kokosfrüchte herunterzuholen — sie an Steinen aufzuschlagen und mittels des Kokosrisplers Schale von Fruchtfleisch zu trennen, war ihm tägliches Freudenwerk. Er

verliebte sich derart in die Kokosnuß, daß er schon kurz nach seiner Ankunft begann, sich ausschließlich von ihr zu ernähren.

Engelhardt verspürte nur ein minimales Quentchen Neid — ach nein, er war ganz außerordentlich stolz auf seinen Neuzugang, und gemeinsam verfaßten sie nun Briefe an verschiedene vegetarische Zeitschriften in Deutschland, in denen sie von den Nüssen schwärmten: die morgens, kurz vor Sonnenaufgang genossene Frucht unterschied sich, so schrieben sie, geschmacklich derart von denjenigen, die nachmittags aufgeschlagen wurden, als habe man Äpfel und Bananen vor sich. Auch die Nüsse des Februars hatten mit jenen, die im April gepflückt wurden, absolut nichts gemein, genausogut könne man Weizenkleie und Sauerampfer miteinander vergleichen. Sie verstiegen sich in immer kompliziertere Lobeshymnen auf ihre Wahnahrung, ja beendeten die Briefe mit dem Hinweis, man sei jetzt bereits soweit, die Milch und das Fleisch der Kokosnüsse synästhetisch zu schmecken: Einige Nüsse erinnerten sie an den festlich-schweremütigen Klang der Symphonien Mahlers, andere an das gesamte blaue Farbspektrum, wiederum andere fühlten sich im Gaumen eckig an, herzförmig oder gar oktagonale.

Die einschlägigen Zeitungen in der Heimat druckten diese Briefe nur allzugern ab. Lützwows Beschreibungen, man habe unter Palmen ein nacktes kommuni-

stisches Utopia geschaffen, die scheinbare Libertinage aber unter die gütige Sittlichkeit der heilsam leuchtenden Tropensonne und der unvergleichlich wohl-schmeckenden und praktischen Kokosnuß gestellt — und man solle nur rasch zu Besuche kommen, da man in Engelhardts Sonnenorden von jeglicher Zivilisa-tionskrankheit geheilt werde —, zog gewisse Kreise magisch an. Die *Berliner Illustrirte* veröffentlichte un-ter der Überschrift *Der Kokosnußapostel* sogar eine Ka-rikatur, die einen sehr muskulösen Engelhardt nur mit einem Palmwedel bekleidet zeigte, ein Szepter in der einen Hand, in der anderen einen Reichsapfel in Form einer Kokosnuß, ihm zu Füßen ihn anbetende, europä-isch gekleidete Schwarze. Die Briefe des berühmten Musikers, die in *Der Naturarzt* und in *Die vegetarische Warte* erschienen waren, wurden nachgedruckt, aller-dings mit einleitenden Kommentaren, in denen ver-lautbart wurde, der allseits bekannte Berliner Musiker Max Lützow sei inzwischen endgültig verrückt ge-worden und einem Spinner in die Südsee gefolgt, und nachfolgend stehe, bitte sehr, der briefliche Beweis.

Nach Lektüre dieser Gratiswerbung setzten sich nun etliche Heilssucher in Bewegung Richtung Deutsch Neu Guinea, Schiffspassagen wurden gebucht, Engel-hardts Schrift *Eine sorgenfreie Zukunft* erlebte ein, zwei, sogar drei unerwartete Neuauflagen, und diverse Ko-lonialwarenhändler in der Heimat wurden angehal-

ten, doch bitte frische Kokosnüsse in ihr Sortiment aufzunehmen. Kurze Zeit geisterte auch ein Gassenhauer durch Berlin, in dem eine pfiffige Melodie von witzigem Text begleitet wurde — Kinder und Jugendliche sangen den von Kokosnüssen, Menschenfressern und nackten Deutschen handelnden Schlager auf den Schulhöfen der Hauptstadt nach, bis man schließlich selbst in den Straßenbahnen, vor den Opernhäusern und in den Empfangshallen der Ministerien vor dem penetrant eingängigen Liedchen nicht mehr sicher war. Aber der Spuk verschwand ebenso schnell wie er gekommen war, zu rasch drehte sich das Karussell der Moden, und *cocos nucifera* wurde abgelöst von dem rückhaltlosen Konsum von Kokain; eine Saison später wiederum war aufgepusteter Puffmais der letzte Schrei, *Popcorn* genannt. Nun waren aber andererseits die Besucher schon unterwegs ins pazifische Schutzgebiet und, aus dem jeweiligen Reichspostschiff ausgespuckt und in Rabaul angelandet, mehr oder minder mittellos zugegen.

Hoteldirektor Hellwig schickte die auf preiswerte Unterbringung Hoffenden hinüber zum Hotel Deutscher Hof, dessen Direktor seinerseits, ein schon frühmorgens um acht stark alkoholisierte Elsässer, sie schnurstracks, einen geladenen Revolver in der Hand, retour Richtung Hellwig sandte. Und so kampierte die wunderliche, halbnackte Schar, die gar nicht

begriffen hatte, daß Rabaul mitnichten Kabakon war, auf den Wiesen des Städtchens und am Strande der Blanchebucht. Unter Segelplanen, die man zwischen Palmen aufgehängt hatte, schliefen sie, lediglich mit Tüchern bedeckt, schutzlos vor den vom süßen Europäerblut rasend wirbelnden Mückenschwärmen. Das Fieber stürzte sich auf sie, nach einem Monat ging der kleinen Klinik das Chininpulver aus, im zweiten Monat starb der erste Besucher, ohne daß er Kabakon je zu Gesicht bekommen hätte. Er wurde neben Heinrich Aueckens beerdigt, dessen schmuckloses, einfaches Grab sich niemand die Mühe gemacht hatte, mit frischen Blumen zu verschönern. Und mit jedem Dampfer kamen ein, zwei neue Ahnungslose und gesellten sich dazu, so daß bald an die zwei Dutzend junge Deutsche in ärgster Armut am Rand des Städtchens hausten.

Gouverneur Hahl, inzwischen vollständig vom Schwarzwasserfieber geheilt, in die neue Hauptstadt Rabaul zurückgekehrt und besorgt, unter seiner Verantwortlichkeit entstünde ein neues, von Deutschen bevölkertes Armutsviertel, spazierte mit den Medizinnern Wind und Hagen hinunter zu den Neuankömmlingen (die Wiese war zugunsten der von einer leichten Seebrise umwehten Lagerstelle am Strand aufgegeben worden), um sich einmal ernsthaft mit ihnen zu unterhalten. Dort, im bei Ebbe morastigen Sandschlamm,

zwischen Taschenkrebsen und Mangroven, bot sich den Ärzten und dem Gouverneur ein erschreckendes, archaisches, fast heidnisch anmutendes Bild; die stark abgemagerten jungen Leute lungerten apathisch im Schatten löchriger Segelplanen, deren Enden hin und her wehten; einige waren splitternackt; es roch dumpf nach menschlichem Kot, der von der täglichen Flut nicht vollends wieder hinaus ins Meer getragen worden war; andere waren über der Lektüre von anarchistischen Traktaten entkräftet eingeschlafen; wieder andere löffelten sich aus einer halbierten Kokosnuß weißes, glibberiges Fruchtfleisch in die bärtig umrandeten Mäuler.

Die Repräsentanten der Zivilisation standen stauend in hellem Anzug unter ihnen. Hahl, der sich einer gewissen intellektuellen Sympathie den jungen Leuten gegenüber nicht erwehren konnte (er hatte auf der Rückfahrt von Singapore neben einem französischsprachigen Gedichtband Mallarmes und den Noten einiger Bach-Kantaten Engelhardts *Eine sorgenfreie Zukunft verinnerlicht*), wies die Mediziner sofort an, sich der schlimmsten Fälle anzunehmen, sie mit Süßwasser waschen zu lassen und in die kleine Klinik einzuweisen. So dort keine Betten mehr frei waren, solle man für den Rest des traurigen Haufens in den beiden ohnehin unbelegten Hotels Räume requirieren. Und so geschah es, daß Hoteldirektor Hellwig sich außer-

Stande sah, Gouverneur Hahl die Bitte (die auch eher das imperative Gewand einer Anordnung trug) abzuschlagen, ein gutes Dutzend der Tunichtgute in den peinlich sauber gehaltenen Räumen des Hotels Fürst Bismarck einzuquartieren, und fluchend gestand er sich dabei ein, daß, hätte er die Bande bereits vor zwei Monaten aufgenommen, sie dann wenigstens noch nicht krank und schmutzig gewesen wäre. Als hernach der Rest der jungen Leute im konkurrierenden Hotel Deutscher Hof untergebracht wurde, flüchtete sich jener Besitzer in seine Direktionsräume, schloß die Tür von innen ab und betrank sich so heftig mit dem Inhalt einer Kiste niederländischen Genevers, daß er binnen drei Wochen nicht einmal mehr gesehen wurde.

Engelhardt, dem aus des Gouverneurs Büro ein Bote nach Kabakon entsandt wurde, im Bastbeutel die Mitteilung tragend, er möge sich doch beizeiten zu einem Gespräch in der Hauptstadt einfinden — da seine missionarische Arbeit anscheinend überreife Früchte getragen habe, man in Rabaul aber nichts mit den angereisten Heilssuchern anzufangen wußte, lautete die Frage, ob er wohl eventuell bereit wäre, die durch seine Privatmythologie entstandenen Kosten (all dies in Hahls aufrichtig freundlichem, ohne eine Spur von Ironie verfaßtem Ton), die vor allem im Logiebereich angesiedelt seien, begleichen zu wollen —, verfiel darob in einen Zustand der Lethargie, da ihn Ver-

lautbarungen von offizieller Seite, die ihm nicht zum Vorteil gereichten, derart lähmten, daß er zu keinerlei Handlung mehr fähig war. Er reichte den Brief Lützow hinüber, der ihn überflog und sodann rief, Grundgütiger, das sei doch alles ganz wunderbar, man werde zusammen nach Rabaul hinüberschippern, die Hotelrechnungen bezahlen und die Unglücklichen nach Kabakon herüberholen, denn schließlich seien sie doch seinetwegen ins Schutzgebiet gereist. Man werde also auf einen Schlag etliche neue Adepten in den Sonnenorden aufnehmen können, dies sei doch schlußendlich seine, Engelhardts, Mission — die wirksame Verbreitung seiner überwältigenden Idee.

Dieser kratzte sich nachdenklich an einer der inzwischen offenen Wunden an seinem Schienbein und schob den Daumen in den Mund. Obwohl er eine Vielzahl Werbebriefe verfaßt und in alle Welt geschickt, hatte er ehrlich gesagt gar nicht damit gerechnet, daß eine größere Anzahl Unbekannter sich zu ihm aufmachen würde, sicher, eine Handvoll Freunde und Gesinnungsgenossen vielleicht, aber Hahl hatte in seinem Brief von gut fünfundzwanzig Männern und Frauen geschrieben. Engelhardt war unsicher, wie er mit ihnen umgehen sollte (es waren ja keine schwarzen, glücklichen Insulaner, die sich von so etwas ganz und gar Ephemerem wie *mana* beeindrucken ließen) und ob sie seine Maßgeblichkeit akzeptieren oder ob sie ihn

gar als das entlarven würden, wofür er sich in den geheimen, nur ihm vertrauten Kammern seines Herzens hielt — als verklemmten Gernegroß. Er war heilfroh, daß Lützow bei ihm war und ihn bestärkte, alleine hätte er sich lediglich verkrochen und den Brief sowie alle Konsequenzen, die daraus erwüchsen, mit der ihm eigenen Feigheit ignoriert.

In Rabaul angekommen, schritten sie also die von Palmen beschattete Chaussee hinunter Richtung Gouverneursresidenz. Sie gingen freilich nicht nackend, Engelhardt trug das inzwischen stark ausgebleichene baumwollene Gewand, mit dem er zuerst im Schutzgebiet angelandet war, während Lützow sich ein buntes Tuch um die Hüften gewickelt und das inzwischen nicht mehr ganz saubere, kragenlose Smokinghemd über die gebräunten Schultern geworfen hatte, welches er am letzten Abend seiner schrecklichen Vorstellungen im Deutschen Klub am Klavier getragen. Engelhardt bemerkte, daß die Natur um die neue Hauptstadt herum zusehends gebändigt worden war, daß man den Urwald zurückgedrängt und weitaus mehr anständige Alleen angelegt hatte als noch weiland in Herbertshöhe. Was, dachte er, konnte sich dem entgegensetzen, jenem Aufbegehren des Menschen wider das Chaos des Organischen, jener ordnenden Begradigung, der Lenkung des Ektoplasmas in geordnete Schranken? Das war es also, das Zivilisierende, dahin

führte es, das Sittliche, das Gekochte, das Gedünstete. Er mußte husten, strauchelte, fast wäre er der Länge nach hingefallen.

Auf dem weiten, vor der Residenz angelegten Platz war ein Holzbock aufgebaut worden, man brachte einen eingeborenen Delinquenten und schnallte ihn mittels zweier sich kreuzender Bastriemen an der Konstruktion fest. Einige weißgekleidete Pflanzer hatten sich eingefunden, die Arme vor der Brust verschränkt, sowie eine Schar johlender Kinder und eine Abteilung eingeborener Polizisten der Schutztruppe — ihnen war zwar ein Waffenrock zugeteilt worden sowie ein Gürtel mit Bajonett, aber weder Schuhe noch Stiefel, so daß ihrer Kompetenz in den Augen der weißen Herren stets etwas Lächerliches anhaftete. Ein Mann der Schutztruppe trat vor, zog die Uniformjacke aus und — einen fast blauschwarz glänzenden, muskulösen Oberkörper freilegend — empfing das in seinen hünenhaften Händen verschwindend zart und dünn wirkende Bambusrohr vom weißen Polizeimeister. Nun klatschten die Pflanzer feixend in die Hände, die Kinder piffen auf den Fingern, und während sich Engelhardt und Lützow abwendeten, schlug der Riese das biegsame Rohr mit unvorstellbarer Wucht auf den nackten Rücken des am Bock Festgebundenen.

Lützow berührte seinen ob der Hiebe zusammenzuckenden Freund sanft am Ellenbogen, schon betra-

ten sie das schattige Refugium der Gouverneursveranda, auf der Hahl breitbeinig wippend stand, von Ferne die Strafaction beobachtend, die Daumen links und rechts im Hosenbund. Man stellte sich gegenseitig vor, und der Gouverneur ergriff Engelhardts Hände und schüttelte sie über die Maßen. Man solle ihm bitte nach drinnen folgen, sagte Hahl, und es schien, als freue er sich aufrichtig, die beiden zu sehen; im Inneren des Salons war es herrlich kühl, Engelhardt zählte acht moderne elektrische Deckenventilatoren.

Ein Dieb sei das da draußen gewesen, man müsse wohl hart durchgreifen, obwohl es ihm überhaupt nicht behage, er wolle die Kolonie anders führen als beispielsweise seine Kollegen in Deutsch-Südwest oder im Kamerunischen, man müsse versuchen, die Eingeborenen in die deutsche, aufrichtig moralische Gesetzbarekeit einzubinden, die ja durchaus eine hochsittliche, faire Instanz sei und nicht, wie beispielsweise in den französischen oder niederländischen Gebieten (von den belgischen gar nicht zu sprechen) lediglich Tünche, um die Aufrechterhaltung einer modernen Form der Sklaverei, sprich wirtschaftlicher Ausbeutung, bei maximalem Profit und minimaler Menschlichkeit zu kaschieren.

Während dieser Ausführungen, denen die beiden, doch recht erstaunt ob des beinahe sozialistischen Ansatzes des Gouverneurs, nickend lauschten, brachte

ein chinesischer Steward Fruchtsäfte auf einem Silbertablett, und ein hellblau leuchtender Kolibri verirrte sich, halbherzig die Saftgläser anvisierend, in den Salon und navigierte geschickt zwischen den surrenden Klingen der Deckenventilatoren, um wenige Augenblicke später durch die offene Vorderfront der Residenz wieder ins Freie zu fliegen. Hahl machte sich rasch eine mentale Notiz, später eine neue Akte in seinem Zettelkasten anzulegen, in der er über die Problematik einer Herbeiführung des Schwebeflugs theoretisieren würde — ob man denn wohl imstande sei, ein Flugobjekt zu konstruieren, das sich, dem Kolibri nachempfunden, an Ort und Stelle schwebend im Raume halten könne; der bunte Vogel sei ja, so dachte Hahl, während er mit den beiden Sonderlingen plauderte, sozusagen ein unfreiwilliges Perpetuum mobile der Natur; der Kolibri verbrauche Unmengen Energie in Form von süßem Fruchtzucker, um sich schwebend an den Blütenkelchen zu laben, die ihm wiederum überhaupt nur erlaubten, sich so schwebend von ihnen zu nähren; ergo müsse man, wolle man ein technisches Objektbauen, das in der Luft verharren könne, die Energiezufuhr quasi aus sich selbst garantieren — derlei privatgelehrte Untersuchungen beschäftigten Gouverneur Hahl nach Dienstende.

Nun, den Grund seiner Bitte um Aufsuchung der Raubauer Residenz habe er ja schon in seinem Brief skiz-

ziert; es ginge, frei heraus gesagt, um die Schar meist jugendlicher Besucher, die Engelhardt durch seine Schriften ins Schutzgebiet gelockt habe. Nun träfe ihn natürlich — und an dieser Stelle sollte, so **Hahl**, einmal gesagt werden, daß er sich persönlich freue, daß nicht nur wirtschaftliche und missionarische Interessen in der Kolonie verfolgt würden, sondern auch die Erprobung eines durchaus interessanten philosophischen Experimentes — keine unmittelbare Haftbarkeit für die Handlungen seiner Leser, aber dennoch könne Engelhardt eine gewisse moralische Verantwortung nicht zurückweisen, gerade im Hinblick auf deren Gesundheit. Ein Unglücklicher sei bereits am Fieber verstorben (im Moment des Aussprechens regte sich in Hahl ein morphischer Phantomschmerz, ein subatomarer Erinnerungshauch seines Körpers an jene unlängst erlebte, destruktive Macht der Malaria), und man habe die Schar der völlig unbedarfte und unvorbereitet Angereisten aus ihrem selbsterwählten, im Freien errichteten Lager, in dem es vor Krankheitserregern gewimmelt und vor Schmutz nur so gestarrt habe, in das kleine Spital und in die Hotellerien des Ortes verbracht.

Aus Engelhardts Ohr tropfte es derweil **warm**, dann träufelte ein kleines heißes Bächlein herab, er drehte den Kopf zur Seite, um nachzusehen, was ihm da so unvermittelt auf die Schulter rann, sein Gewand war mit einem Mal ganz gelb befleckt von einer Ladung

Ohrenschmalz, die sich fließend gelöst hatte. Welche erstaunliche, unkontrollierbare kindliche Menge! Er unterdrückte den Wunsch, mit dem Finger ins Ohr hineinzufahren und das Sekret probierend zum Munde zu führen, setzte sich statt dessen etwas seitwärts, so daß Hahl und Lützow die Flecken nicht sehen konnten, erhob das Glas mit dem Fruchtsaft, tat, als lausche er derart gebannt, daß er seinen leicht geöffneten Mund mit dem Glas verfehlte, und schüttete geschickt ein paar Kleckse Saft auf seine Schulter, so daß die Ohrenflüssigkeit nicht nur nicht mehr zu erkennen, sondern vom gleichfarbigen Getränk vollständig überdeckt wurde.

Währenddessen (die letzten Schläge auf dem Rücken des vermeintlichen Diebes waren draußen auf dem Platz verklungen) hatte Hahl in einigem Detail die Schriften des französischen Denkers Charles Fourier erwähnt und Engelhardt eine Serviette gereicht, mit der er sich theatralisch übertrieben die Schulter abwischte, worauf Lützow, der zwar Fourier nicht gelesen, dafür aber Proudhon (eine seiner Verflossenen war eine gestandene Bombenlegerin aus Dublin gewesen), bemerkte, der Sonnenorden sei ja durchaus ein Ort der Gesellschaftserneuerung und es sei ganz famos, daß der Gouverneur diesen nicht nur dulde, sondern ihn sozusagen moralisch und intellektuell unterstütze, da man ja, mit Verlaub, immer davon ausginge, daß eine oberste Staatsinstanz, wie Hahl sie hier dar-

stelle, ein natürlicher Feind der Individualutopie sei. Die Freiheit sei zuvorderst ja Freiheit vom Eigentum, so lebe man auf Kabakon, und so gedenke man dort weiter zu leben. Engelhardt, dem nicht nur Lützows plötzlicher Vorstoß ins Politische peinlich war, sondern der auch innerlich darüber staunte, daß dieser sich nun vor Hahl zum Theoretiker seines, Engelhardts, Gedankengebäudes stilisierte, warf ein, daß Fourier ein notorischer Antisemit gewesen sei, daß er Kabakon rechtmäßig gekauft und sich mitnichten zur Anarchie bekenne und daß das von Fourier imaginierte *Phalanstère* (Engelhardt war sich absolut sicher, daß Lützow den Begriff nicht kannte) Ausdruck einer philisterhaften, schäbigen und obendrein von obsessivem Sexualtrieb geleiteten Kleinbürgerutopie sei. Lützow sah seinen Freund an und verstummte augenblicklich, der Gouverneur, das kleine Scharmützel im Machtgefüge der Kokovorenbrüder im Zettelkasten seines Gehirns abspeichernd, klatschte in die Hände und meinte, es sei zwar überaus erbaulich, derartige Gespräche an einem so gottverlassenen Ort zu führen, aber man müsse jetzt, wenn die Herren erlaubten, zurück zur Realität finden, er habe diese Woche noch einen Ausbruch von Cholera in Kavieng und Ende des Monats einen gehörigen Stammeszwist (mit Toten) an der Astrolabebai zu betreuen, dann habe sich der berühmte amerikanische Schriftsteller Jack London zu Besuch angekündigt, her-

nach die deutschen Kunstmaler Nolde und Pechstein, und nun wolle man sich also bitte gemeinsam fragen, was denn mit den jungen Adepten geschehen solle, die der Ruf des Sonnenordens nach Rabaul gelockt habe.

Man spazierte also gemeinsam hinüber zum Hotel Fürst Bismarck, holte unterwegs den Mediziner Wind hinzu und ließ sich von einem aufgebrachten Herrn Direktor Hellwig, der nun Engelhardt nicht mehr ganz so freundschaftlich gesinnt war, die Schar der Nachmittags- und Genesungsschlafhaltenden Neuankömmlinge zeigen. Hahl verschränkte die Arme über der breiten Brust, als wolle er sich vorerst nicht zu der ganzen Chose äußern. Dr. Wind stellte sich dem Kokovorismus gegenüber als recht feindlich gesinnt heraus, er beugte sich über die in die Gänge hinausgeschobenen Hotelbetten mit den vor sich hin Dösenden, zog hier und da ein Augenlid herauf und kommentierte flüsternd, wie wahrlich schadhaft es für den menschlichen Organismus sei, ausschließlich von einem Nährstoff zu leben. Ja, die Wunden zum Beispiel, dort an Herrn Engelhardts Beinen, die inzwischen mit Eiter überzogen waren, könnten nicht nur aufgrund der tropisch bedingten Feuchtigkeit nicht sauber abheilen, sondern seien gerade durch die ausgesprochene Mangelernährung erst entstanden. Mit Verlaub, das sei doch Unsinn, entgegnete Lützow mit lauter Stimme, denn es sei doch an ihm für jedermann ersichtlich, daß

gerade seine unzähligen Zipperleine, derer er sich in Deutschland jahrelang kaum habe erwehren können, aufgrund seiner hier begonnenen Kokosnußdiät allesamt völlig verschwunden seien.

Als die Rede auf Kokosnüsse kam, begannen sich hier und da die jungen Leute in den Betten zu bewegen, man erwachte aus der Dämmerruhe und sah plötzlich mitten unter sich August Engelhardt in natura stehen, dessen hagere Gestalt man in verschiedenen Zeitungen zu Hause abgebildet gesehen hatte und wegen dem man aufgebrochen war; ein Raunen der Erkenntnis ging durch die Gänge, ein kaum volljähriger Schwabe rief krächzend *Heiland!* aus, ein junges Fräulein erhob sich aus dem Krankenbett, lief wackeligen Schrittes auf Engelhardt zu, kniete sich nieder, ergriff seine Hand und sank schließlich unter den konsternierten Blicken der Besucher hinab auf den Boden, die Füße des äußerst verlegen dreinschauenden Engelhardt streichelnd.

Aber, aber murmelnd hoben Wind und Lützow das Mädchen vom Boden auf, und Hahl, der sich ob der Absurdität der Szenerie eines amüsierten Lächelns nicht erwehren konnte, dirigierte Engelhardt mit fester Hand retour Richtung Empfangshalle des Hotels, wo ihm von Direktor Hellwig klipp und klar mitgeteilt wurde, er müsse für die Kosten, die diese Verrückten verursacht hätten, sofort und ohne Umschweife auf-

kommen. Engelhardt vergrub sich tief in sich selbst, am Daumen saugend. Gouverneur Hahl bildete mit den Fingerspitzen eine Kathedrale unter seiner Nase und meinte, gemach, es liege doch bestimmt im Rahmen des Möglichen, gewisse Schulden, die Engelhardt bei Queen Emma habe, so umzuschichten, daß die Kopra-Produktion seiner Plantage auch in diesem Falle beliehen werden könne. Genau, sehr wohl, er unterschreibe alles, murmelte unser Freund, ja, er sei zu allem bereit, nur müsse man diese schrecklichen Leute wieder wegschicken, er wolle damit nichts zu tun haben, man solle sie alle zurück nach Deutschland befördern, auf seine Kosten. Das sei in der Tat wohl das Klügste, entgegnete der Gouverneur, rasch vorrechnend, daß sich die Schiffspassagen bei circa fünfundzwanzig Individuen allerdings auf einen Gesamtbetrag von zwölftausendfünfhundert Mark summieren würden.

Man einigte sich darauf, daß man einerseits die verwirrten Jugendlichen zurückschicken, Engelhardt, um diese Kosten zu begleichen, auf weitere Jahre seine eigene Produktion beleihen werde und andererseits zukünftige Besucher des Sonnenordens erst dann in Deutschland an Bord des Norddeutschen Lloyd gelassen würden, wenn sie imstande wären nachzuweisen, daß sie über ausreichende Mittel verfügten, sich selbst aus dem Schutzgebiet wieder zurück ins Reich zu befördern. Engelhardt würde sich verpflichten, keinerlei

Werbebriefe mehr zu versenden, in denen verlautbart werde, Neupommern sei der vermeintliche Garten Eden. Am besten sei es allerdings, man schreibe überhaupt keine Briefe mehr. Es knackte und rauschte in Engelhardts Ohr, als stünde er unter Wasser, als überschwemme ihn ein Ozean. Er schob erneut den Daumen in den Mund. Lützow stand während dieses Kuhhandels etwas abseits und knabberte irritiert an einem Fingernagel.

Später stand Gouverneur Hahl, sich lustlos einseifend, selbst unter Wasser, unter der lauwarm tröpfelnden Dusche, die er sich nach dem Umzug der Hauptstadt in sein neues Badezimmer hatte einbauen lassen, da er die Berieselung von oben dem stupiden Liegen in der Wanne vorzog. Nachdem die beiden Wirtsköpfe wieder abgezogen waren, hatte er den amtlich versiegelten Brief geöffnet, den er schon eine ganze Weile in Erwartung guter Nachrichten mit sich herumgetragen (das Schreiben kam aus dem neuen Berliner Büro seines Freundes Wilhelm Solf, den man inzwischen zum Leiter des Reichskolonialamts ernannt hatte), aber an ihrer Statt mußte er eine dreiseitige Brandschrift über sich ergehen lassen, was denn da los sei unter seiner Ägide; ja, wenn die heimische Presse über Neu Guinea berichte, dann werde immer nur erwähnt, daß sich das Schutzgebiet offensichtlich in einem Zustand der Libertinage befände, bevölkert von

nackten Deutschen, die Orgien feierten, sich von Blumen und Schmetterlingen ernährten; wenn er seinen wohldotierten Posten behalten wolle (und er *sage* dies als Freund) und nicht für immer eine mickrig zu nennende Schreibstube in den Berliner Hinterzimmern des Reichskolonialamts bekleiden wolle, dann sei stante pede dafür zu sorgen, daß diese undisziplinierten Zustände ein Ende fänden (das mildernde Wort *bitte* erspare sich Solf). Nur einige Tropfen gelangten noch aus dem Duschkopf hinunter auf des Gouverneurs Haupt, das er mit einer wohlriechenden, gleichwohl leicht ätzenden Haarseife schaumig gerieben hatte, dann versiegte das Wasser, und Hahl stand halb erblindet und triefend in der Gouverneursdusche; den Anflug eines Wutausbruchs unterdrückend, besann er sich darauf, was denn nun eigentlich genau zu tun sei.

Des Abends segelten Engelhardt und Lützow zurück nach Kabakon; unter einem orangerot verglühenden Himmel schwiegen sie einander an, jedoch nicht so, als sei man unter Freunden und brauche sich deshalb ein paar Stunden nichts zu erzählen, sondern im Bewußtsein, etwas sei zerbrochen und könne nun nicht mehr zusammengefügt werden. Ein paar Male versuchte Lützow, den Bann zu brechen und durch einen poetischen Ausruf, die verzauberten Wolkenkaskaden betreffend, das Lächeln seines Freundes wiederzugewinnen, aber Engelhardt wollte nichts davon wissen, ja

hörte jede noch so en passant formulierte Bemerkung über den Verlauf des Besuchs in Rabaul als pedantischen, an ihn gerichteten, enervierenden Rat.

Nachdem das Eiland erreicht war, verbat er sogar, daß sich sein Freund ans Klavier setze, verzog sich auf sein Bett und starrte, kaum erfüllte das sonore Schnarchen des Virtuosen ihr gemeinsames Haus, noch lange Stunden an seinem Daumen saugend hinauf an die Decke, ganz ohne etwas zu denken, dann aber wieder derart in einen bestimmten Gedanken festgebissen, daß dieser sich, einem flammenden Menetekel gleich (oder aber Ouroboros, jener Schlange, die versucht, ihren eigenen Schwanz zu verzehren), über das gesamte Dasein der Welt und über den allumspannenden, unendlich ausgedehnten Kosmos legte.

Er sah wieder jenes Feuerrad, welches ihm seine Mutter als kleiner Junge gezeigt, und als es, um die eigene Achse rotierend, über ihm an der Decke des Hauses erschien und er kein Kissen besaß, das er sich auf die Augen hätte drücken können, verbarg er stöhnend vor Furcht das Gesicht in den Händen. Tiere erschienen ihm dann, gewaltige, dem Genius Malignus anverwandte Tiere, deren Anblick so unsagbar grauenvoll war, daß er sich vor Entsetzen zusammenkrümmte, kümmerlich Schutz suchend in den dunkelsten Ecken seiner Existenz. Tiere, deren schauderhafte Namen er sich zu nennen scheute, abscheuliche Wesen, die

Hastur und *Azathoth* genannt wurden und ihm zischend zuflüsterten, die Menschheit sei eine unbedeutende, belanglose, vollends nichtige Lappalie im Universum, deren Schicksal es sei, zu erscheinen und wieder zu vergehen, unbemerkt und unbeweint. Lützow, der dergleichen überhaupt nicht verstanden hätte, schlief, schlief und erwachte auch dann nicht, als Engelhardt sich kurz vor der Dämmerung über ihn beugte und überlegte, wie er ihn nur töten könne, ohne ihn aufzuwecken.

DRITTER TEIL

X

Während sich Kapitän Christian Slütter durch die letzten, immer noch wütend schäumenden Ausläufer eines Julisturms kämpft, der die Brecher der Salomonensee unentwegt auf das Deck seines von rostigen Beulen überzogenen Frachtschiffes, der S. S. Jeddah, hat schlagen lassen, besteigt Max Lützow in aller Früh dieselbe kleine Barkasse, mit der er vor fast einem Jahr nach Kabakon gekommen ist. Beide Schiffe dampfen unweigerlich aufeinander zu. Das Zentrum des Zyklons indes ist zweihundert Seemeilen nordwärts vorbeigezogen. Slütter hat in Apia zweihundert Kisten französischen Branntwein gelöscht, die er in Sydney unter widrigen Umständen an Bord genommen hat, und fährt nun Küchengerätschaften, Messer, Äxte, Pfannen und Töpfe nach Neupommern hinauf.

Lützow hingegen hat eines Morgens vor Sonnenaufgang seine Tasche gepackt, im Gehen das Klavier sanft

mit den Fingerspitzen berührt und ist, noch bevor Engelhardt erwacht ist, zum Strand hinuntergelaufen, um sich vom unergründlich in sich hineinlächelnden Makeli zur Barkasse hinausrudern zu lassen, die jenseits der Lagune auf ihn wartet.

Dem heimlichen Abschied ist am Abend zuvor ein furchtbarer Streit vorausgegangen. Engelhardt war davon überzeugt gewesen, sein Kamerad habe ihm die Schere gestohlen, die er einst selbst unachtsam verlegt hatte. Während eines auf dem Dach trommelnden Regenschauers, bei dem die Mücken den beiden so lästig wurden, daß sie sich mit einer dicken Schicht Kokos-Öl eingerieben und mehrere Kokosfaserfeuer entzündet hatten, hatte Engelhardt, als sich eine gewisse Ausweglosigkeit der Situation abzeichnete, mit einer unwirschen Handbewegung die weißen Schachfiguren vom Brett gefegt. Springer und Turm waren, hölzernen Granaten gleich, im Sand neben einem Tausendfüßler eingeschlagen, der sich beim Verzehr eines ihm als Abendbrot dienenden Blattes empfindlich gestört sah und mürrisch durch den Regen davongekrochen war. Engelhardt hatte dann erneut die fehlende Schere erwähnt, und Lützow, dem es bei all seinen Unzulänglichkeiten fern lag, sich allein um des Streites willen zu streiten, erwiderte, er wisse von keiner Schere und es interessiere ihn auch nicht — waren nicht alle Gegenstände sowieso Gemeinschaftseigentum,

ergo auch die fragliche Schere? Er würde ja durchaus bereit sein, so Lützow, ihm den kleinen Tropenkoller nachzusehen, aber er könne an den Haaren herbeigezogene, ungerechtfertigte Anschuldigungen nicht einfach auf sich sitzen lassen. *Ungerechtfertigte Anschuldigungen*, entfuhr es Engelhardt, der dabei aufsprang, ins Haus eilte und wie rasend begann, aus den Bücherregalen einzelne Bände herauszureißen und sie aus dem offenen Fenster hinaus in den Regen zu werfen, seien das gewiß nicht, nein, Lützow habe sich nun schon mehrmals zum heimlichen Theoretiker seines Ordens stilisiert, wobei doch er, Engelhardt, in Wahrheit alles selbst erfunden und geplant habe, so daß er sich inzwischen fragen müsse, wann der Musiker denn nun endlich die Kontrolle über Kabakon übernehmen würde, es sei ja im Grunde nur eine Frage der Zeit, aber er gedenke, nun allerraschestens einen Riegel davorzuschieben, denn diese Insel, im Gegensatz zu Lützows vor Hahl geäußerten Bemerkungen, sei mitnichten eine Demokratie, und ein kommunistisches, infantiles Miteinander herrsche schon gar nicht und werde hier auch niemals herrschen. Engelhardt bestimme allein, wohin es gehe, und auch Lützows Rat, diese Horde von Verrückten aus Rabaul auf Kabakon **anzusiedeln**, sei im Grunde ein infames Übernahmemanöver gewesen, das nur dazu gedient hätte, ihn auf lange Sicht zu entmachten.

Bitte, erwiderte Lützow, dann werde er eben wieder gehen, wenn hier so wenig Wert auf seine Anwesenheit gelegt werde, er habe vielleicht irrigerweise gedacht, man sei gemeinsam auf Kabakon, um ein neues Eden zu schaffen. Und er, der vom Wesen her ganz und gar umgänglich sei, führe keinesfalls im Schilde, Engelhardt irgend etwas abstreitig zu machen, und er habe schon gar nicht im Sinn, Machtanprüche zu stellen, die ihm ja bei einer Kokosplantage gar nichts bringen würden, denn er sei Künstler und kein Assessor, kurz, es tue ihm aufrichtig leid, wenn ein anderer Eindruck entstanden sei, aber nun müsse er, wolle er gehen, und er wünsche seinem Freunde viel Glück. Taurig sei er wohl, habe er doch eine Innigkeit zwischen ihnen empfunden, deren Zerrüttung er sich wohl zum Teil selbst zuzuschreiben habe (*ja-wohl, jawohl*, nickte grimmig Engelhardt), aber ganz gleich, wie es nun enden würde, sein Freund habe ihn viel gelehrt und ihm gezeigt, daß es einen Weg heraus gäbe aus der betäubenden Misere der modernen Existenz, und dafür werde er immer dankbar sein. Die Schere erscheint im übrigen wenige Tage später wieder, als sei sie niemals weg gewesen.

Eine verblichene Photographie der beiden ist noch erhalten, die sie, Vollbart tragend, vor einer Palme zeigt; Lützow, halb liegend, amüsiert, linker Arm im Sande abgestützt, sieht zur Kamera hin; Engelhardt,

erschreckend dürr, zeigt sein krähenhaftes Profil. Es ist eine merkwürdig angespannte, hochmütige Kopfhaltung, die vielleicht mit Anmaßung verwechselt werden könnte, aber durchaus auch Selbstsicherheit ausdrückt, sogar einen Anflug von Selbstgefälligkeit. Sein Bauch, indes, spannt sich gebläht und kugelförmig und unterernährt über dem karierten Wickelrock; er ist weit darüber hinaus, ihn aus Eitelkeit einzuziehen, bevor die Verschußmechanik der Kamera sich klickend senkt.

Ach, Lützow hat sich also als anständiger Mensch herausgestellt, das ist er ja zweifellos immer gewesen, ein wenig eitel vielleicht, aber gewiß ohne sich durch die Anflüge der kauzig-bösartigen Misanthropie, die Engelhardt nun schon seit längerem an den Tag legt (die von ihm gehegten greulichen Absichten, Lützow und andere betreffend, bleiben noch ein Weilchen in einem schattigen Seitengang des Bergwerks seiner Psyche verborgen), provozieren zu lassen. Er hat sich seinem Kameraden gegenüber auf faireste Weise **verhalten**, und so ist sein morgendlicher Auszug aus Kabakon, auch wenn es ihm selbst nicht so erscheint, doch ein aufrechter Gang und kein Davonschleichen.

Die schon frühmorgens in der Plantage arbeitenden Eingeborenen beobachten seine Abfahrt und sehen seinen Aufbruch, leise miteinander sprechend, als schlechtes Omen an, auf das noch schlechtere folgen

werden. Ja, man habe gestern auch einen seltsamen, unbekannten Vogel gesehen, der sich kläglich im Sand gewälzt habe, als habe er etwas loswerden wollen, das ihm das Federkleid verklebte. Man beschließt gemeinsam, die Arbeit niederzulegen und bis auf weiteres erst einmal nichts mehr zu tun, sondern sich auszuruhen und auf weitere Zeichen zu warten. Daß Engelhardt seine Arbeiter schon seit fast zwei Jahren nicht mehr bezahlt hat, wird als nicht besonders gravierend angesehen, da man davon ausgeht, daß der Brotherr zur Zeit eben nicht über Geld verfüge. Und der Tolaihauptling, der nächtens immer auf dem Bastklavier gespielt, gründlich den ihm nun äußerst primitiv erscheinenden Trommeln und Pfeifen seiner Rasse entwachsen, sitzt etwas abseits unter einer Palme und reibt sich die tauben Hände, in sich eine tiefe Traurigkeit ob der Abreise des weißen Musikzauberers empfindend, die durch den mühsam vor seinem Stamme verborgenen Umstand, daß er sich mit dem Aussatz infiziert hat, bis ins Unendliche potenziert wird.

Engelhardt, und dies weiß weder er selbst noch Max Lützow, hat sich ebenfalls mit Lepra angesteckt, und diese Krankheit, deren alttestamentarischer Nimbus die einfache Realität verbirgt, daß sie sich in erster Linie als Nervenleiden manifestiert, verursacht gewisse konfuse Reaktionen innerhalb Engelhardts ohnehin schon von der mehrere Jährchen andauernden Kokos-

nußdiät derangiertem Organismus. Dr. Wind, drüben im Rabaulischen, hat natürlich auf seine Weise ganz recht gehabt.

Übertrieben ist es nun wohl zu sagen, Engelhardts Psyche habe Wasser aus dem Fluß Lethe gekostet, an dessen Ufer ausruhend sie sich lange gespiegelt betrachtet; und dadurch gerate in tiefste, kosmische Vergessenheit, weshalb er überhaupt hierher gekommen sei. Die Wahrheit nimmt sich wesentlich prosaischer aus: je weiter er sich aus der Gemeinschaft der Menschen entfernt, desto absonderlicher werden sein Verhalten und sein Verhältnis zu ihr, er wird zurückgeworfen in eine geistige *Archaik*, die sich in einer Ahnung allgewaltigen Kontrollverlustes äußert: die sich in Rabaul stapelnden Flaschen mit dem Kabakon-Öl geraten in Vergessenheit, die Kopra-Produktion ebenfalls, die Seiten seiner geliebten Bücher wellen sich in der tropischen Feuchtigkeit, weil sie nicht mehr regelmäßig im Sonnenschein gelüftet werden, ja selbst die Blumen um sein Haus, die früher von ihm mit fürsorglicher Liebe gepflegt worden sind, verwildern und drohen von Schlingpflanzen erstickt zu werden. Es ist, als sei er selbst zur alten Jungfer Miss Havisham geworden, die phlegmatisiert darauf wartet, daß ein großes, allverzehrendes Feuer sie endlich erlösen möge.

Und die Lepra? Der vermutliche Ansteckungsherd hat irgendwo innerhalb der Quinte zwischen C- und

G-Tasten des Lützowschen Klaviers gelegen, an denen vom leprösen Finger des Tolaihäuptlings abgelöster Hautschorfkleben geblieben ist, den Engelhardt wenig später für seinen eigenen gehalten und gewohnheits- und reflexmäßig in den Mund gesteckt hat, uneingedenk und ungeahnt der Tatsache, daß sich mehrere blutende Stellen in seiner Mundhöhle und am Zahnfleisch, sogenannte Aphthen, befinden. In Wahrheit hat sich unser Freund natürlich schon Jahre zuvor infiziert.

XI

Während also Engelhardt in wütender, paralysierter, entzündeter Umnachtung auf Kabakon verharrt (die ihm ein Nervenarzt als schwerwiegenden Verfolgungswahn diagnostiziert hätte) und Max Lützow, einen ordentlichen Kloß im Hals, sich trotzdem munter und erleichtert fühlend Richtung Rabaul dampft, umrundet Kapitän Christian Slütter, auf der Schiffsbrücke der Jeddah stehend (die im Grunde nur aus einem windschiefen, nach achtern halboffenen, eisernen Aufbau besteht), eine flaschengrün in die Blanchebucht hineinragende Landzunge und erblickt erst den rauchenden Kegel des Vulkans und dann das kleine deutsche Städtchen sich geordnet vor ihm ausbreiten. Er erinnert sich lächelnd des letzten Aufenthalts, an dem er noch kein Kapitänspatent besessen, und — sich mit der Hand durch den blonden Bart fahrend (der bereits mehrere weiße Härchen zeigt, die damals, beim nun ein paar Jahre zurückliegenden Besuch, erst subkutan vorhanden waren) — bewegt

den Hebel des Maschinentelegraphen auf halbe Fahrt voraus. In der Innentasche von Slütters weißer, schmutziger, stets halbnasser Kapitänsjacke steckt ein in Apia in Empfang genommener Brief des Gouverneurs Hahl, darin die Bitte, sich zu einem Gespräch in der neuen Hauptstadt Rabaul einzufinden, um ein kleines, aber dringliches Problem zu beseitigen.

Das Tosen ist von einer spiegelglatten Bilderbuchsee abgelöst worden, die Sonne erscheint, er steckt sich eine feuchte Zigarette zwischen die Lippen und summt eine kleine, nur ihm bekannte Melodie. Die gesamte sich vor ihm ausbreitende Szenerie, also auch er selbst darin, erinnert ihn an die Durchsicht jahrzehntealter Alben und die darin befindlichen, allmählich undeutlich werdenden Photographien. Es ist, als habe man es so schon einmal gesehen, exakt so, nur habe sich inzwischen die Außenwelt und man selbst verändert und nicht das Album — stark strahle es noch aus der Vergangenheit herauf, die in Wirklichkeit ewig andauert, während sich andererseits die Gegenwart innerhalb von Sekundenbruchteilen selber auffrißt. Slütter saugt an seiner Zigarette und muß lachen, denn sein Gehirn vermag sich partout nicht um diese paradoxen Gedankengänge herumbiegen, schnappt man danach, so ist der Gedanke futsch, lauert man ihm auf, so verblaßt er im Augenblick der Erkenntnis. Einzig sein eigener Tod, denkt er, ist ihm vorbestimmt; schon jetzt ist dieses

Ereignis in die Zukunft eingeschrieben, es fehlen ihm nur noch die Koordinaten desselben, die Justierung in Raum und Zeit.

Auf dem Frachtschiff befindet sich neben Apirana, jenem im Gesicht imposant tätowierten Maori, den er in Neukaledonien als erfahrenen Seemann angeheuert hat, und Herrn November, dem Heizer, auch das junge Mädchen Pandora. Slütter hat sie in Sydney aufgegabelt, sie ist ihm quasi vor die Füße gelaufen, nachdem er seine zweimal jährlich in Sydneys Chinatown angerauchten Opiumträume mehr oder weniger ausgeschlafen hatte und nachmittags hinunter zu seinem Frachtschiff gewankt war. Er war leicht derangiert um die Ecke zum Quai am Darling Harbour gebogen, dort war zwischen prächtigen Dreimastern und weißgetünchten Linienschiffen die Jeddah gelegen, jener häßliche, mit Seepocken überzogene, geliebte Frachter undefinierbarer Farbe. Und just als er mit übernächtigtem Blick ihr Achterdeck sowie den bereits rauchenden Schlot vermessen und seinen Seesack einem Kuli hingeworfen hatte, war dort vor ihm Pandora gestanden, barfüßig, rothaarig, vielleicht zwölf, vielleicht vierzehn, eine kleine Augenbraue geschickt hochgezogen, eine Tasche (in der sich mehrere Bleistifte und ein hawaiianischer Quilt befanden) über die schmale Schulter gehängt.

Mit einer fast unmerklichen Andeutung des Kopfes

hatte sie den Quai hinuntergewiesen, in Richtung der vier Polizisten, die sich in einiger Entfernung näherten, und eher eindringlich als kläglich gefleht, er möge sie bitte verstecken oder auf seinem Schiff mitnehmen, auf jeden Fall sei es unumgänglich, daß sie sich vor den sich bedrohlich nähernden Konstablern verberge. Slütter hatte keinen Augenblick gezögert und sie an dem gleichgültig dreinschauenden Maori vorbei hinunter in die Kapitänskajüte der Jeddah gebracht, eine Decke über sie und den Zeigefinger auf seine Lippen gelegt, sich dann auf die Brücke begeben, den Befehl zum Auslaufen gerufen und dem Maschinisten November angeordnet, er möge achtern die kaiserliche Handelsflagge hissen, worauf sich die Jeddah kurze Zeit später, ihrem ramponierten Äußeren Lügen strafend, durchaus schneidig und rasch aus dem Hafen von Sydney hinaus auf offene See begeben hatte.

Pandora schläft lange in der Kajüte, sie schläft, bis die Küste von New South Wales längst am Horizont verschwunden ist und sich der Ozean unter der Jeddah tintenblau gefärbt hat, und als sie erwacht und an Deck tapst, sich die hellroten, ungekämmten Haare links und rechts aus dem Gesicht streicht und Slütter vom Ruder abläßt, stellt sie sich neben ihn und lehnt dankbar ihren schmalen Kopf an die Schöße seiner schmutzig-weißen Kapitänsjacke. Slütter weiß dann, er würde niemals eine Erklärung von ihr verlangen, weshalb sie

auf sein Schiff geflüchtet ist oder wer sie sei. Die See ist nachsichtig, manche denken beim Gedanken an das Meer an Mord, er jedoch fühlt eine unendlich zärtliche, nostalgisch gefärbte Zuneigung zu jener Zeit, als die Erde noch menschenleer war. Hierin ist er wohl Engelhardt nicht unähnlich, aber seine Vorstellungen und Träume zeigen ihm niemals eine andere Welt als die unsere, er sieht kein kommendes Geschlecht sich ausbreiten und keine neue Ordnung entstehen, sondern allein und immer wieder die See, die mit blutwarmer, organischer Unbeirrbarkeit Kirchen, Städte, Länder, ja ganze Kontinente überflutet.

Ob Slütter wohl sehr in Pandora verliebt ist? Oder sieht er sich zu deutlich in der Rolle des Vaters und Beschützers, als daß er sich erlauben würde, Pandora als junge Frau wahrzunehmen, wenn sie des Nachmittags über das Oberdeck schleicht wie eine ingwerfarbene, desinteressierte Katze? Er gedenkt jedenfalls, sie in Deutsch-Samoa abzusetzen, aber daraus wird nichts, da sie sich, als die Jeddah in die Bucht von Apia einläuft und sie den auf einem Faktoreidach gehißten Union Jack gewahr wird, schreiend und weinend vor ihm auf den Boden wirft und mit den kleinen Fäustchen so lange das eiserne Deck bearbeitet, bis ihre Hände an den Seiten blutig aufreißen, dabei mit den hübschen Augen heimlich aufwärts schielend, ob ihre beschämende Posse wohl zu dick aufgetragen

ist. Aber Slütters Herz ist weich wie Kautschuk, und er weist November und Apirana an, die Cognac-Kisten löschen zu lassen. Er nimmt die Pfannen (und einige Kisten Krebsfleisch in Konservendosen) an Bord und beruhigt das Mädchen, indem er ihm durch die Haare streicht und sagt, es könne bis Neupommern auf der Jeddah bleiben.

Der Maori verbindet Pandoras Hände, November (dessen Kleidung und Haut zusehends von einer immer dunkler werdenden Rußschicht überzogen sind) lädt Kohle an, und wenig später, sie sind wieder auf hoher See, erscheint vor ihnen der Sturm, schiefergrau, abweisend und mit der Intensität eines riesenhaften Tieres. Wolkenberge schwellen binnen Minuten an, ihr Inneres vom zuckenden Feuerwerk eines Unwetters gelbweiß erleuchtet. Die Kompaßnadel auf der Kommandobrücke beginnt im gläsernen Kreis anarchisch umherzusurren; turmhohe Brecher treiben den Frachter vor sich her, als sei er lediglich aus Karton; von der Spitze eines Kammes saust er ins nächste Wellental hinab und anschließend wieder hinauf, so daß es selbst Apirana mulmig zumute wird. Der Maori bindet sich, als sei er ein wiedergeborener, fleischgewordener Queequeg, mit einem Tau an der Reling nächst der Kommandobrücke fest, um Slütter aus Leibeskräften den richtigen Kurs zuzuschreien, den er aufgrund der geheimen Verbundenheit seiner Ahnen mit Navigation

und Seefahrt genauer erahnt, als ein Kompaß je dazu in der Lage sein würde. Beiden scheint es jedoch zusehends, als drohe die Jeddah jeden Augenblick zu kentern. Slütter fühlt nach Eisen schmeckende Tränen der Wut in sich aufsteigen.

Aber Herr November arbeitet wie ein Dämon unten in der Dunkelheit des Schiffsrumpfes; Kohleschaufel um stete Kohleschaufel landet im orangeglühenden Ofen unter dem Kessel. Zwischendurch wirft er den Spaten beiseite und zurrt an den Reglern und Ventilen der infernalischen Maschinerie, um dann sofort wieder weiter zu schippen, Stunde um Stunde. Das Feuer ist sein Metier; es ist nicht allein ein Kampf gegen den Orkan, den November dort im Maschinenraum führt, sondern ein beinahe urzeitliches Ringen gegen die Natur an sich, es ist die archaische Auflehnung eines Demiurgen, der, dem Elementar-Chaos trotzend, die eiserne Schaufel einhunderttausendmal wider die Impertinenz der Weltenunordnung erhebt.

Pandora, die noch nie eine derartige Schiffsreise unternommen, sitzt zusammengekauert und schlotternd vor Angst in einer Ecke von Slüters Kajüte. Jedesmal, wenn eine weitere Flasche zerschellt oder ein Instrument Richtung gegenüberliegende Wand saust, heult sie auf, in der Gewißheit, die letzte Stunde ihres kurzen Lebens sei gekommen. Sie fühlt, wie die ungeheure See den Frachter zu zerschmettern droht, es ist die Vor-

Stellung der immensen Menge des Wassers dort draußen, die ihre Todesangst hervorbringt, jene kilometer-tiefen Abgründe unter ihr, die Ahnung der augenlosen, quastigen, schleimigen Tiere dort unten in der ewigen Dunkelheit. Und Slütter, der unter keinen Umständen die Kommandobrücke verlassen kann, schickt an seiner Statt Apirana hinunter in die Kajüte, er möge sie fest in seinen Armen halten und ihr, dabei ein sanftes Maorilied summend, über den Kopf streichen.

Der Sturm dauert zwei Tage und drei Nächte, in deren Verlauf sich Apirana, November und Slütter literweise kohlrabenschwarzen, gezuckerten Kaffee einverleiben, sonst aber keinerlei Nahrung zu sich nehmen, und als das Wetter endlich bricht, ist es, als ob ein schweres Fieber den geschundenen Körper verläßt; eine schrägstehende Lichtsäule stößt durch die aschene Wolkenfront, die Welt atmet auf, die See beruhigt sich, und erschöpfte Fregattvögel lassen sich auf dem vom Orkan malträtierten Vorderdeck der Jeddah nieder. Die erzürnte Gischt vereinzelter Brecher sprüht noch die Seiten des Schiffsrumpfes empor, aber gottlob, es ist vorbei. Pandora klettert aus der Kajüte nach oben und setzt sich, ihre nackten Beine an sich ziehend, wort- und großlos, jedoch im Bewußtsein, eine gewaltige Feuerprobe bestanden zu haben, auf eine festgezurrte Kiste Konservendosen und läßt ihre Haare vom salzigen Fahrtwind durchwehen.

Ihre Tränen und ihre Angst werden ihr nicht vorgehalten, selbst Herr November, der aus den Niederungen des Frachters emporgestiegen ist und sich mittels eines in die See gehängten Eimers den Ruß von Gesicht und Händen wäscht, ringt sich, als er an ihr vorbeischreitet, ein flüchtiges, lakonisches Lächeln ab; kein Kitt bindet so fest aneinander wie gemeinsam durchstandene Todesgefahr. Und im kurzen Augenblick der Erhellung seines Antlitzes glaubt man den wirklichen November errahnen zu können, einen sensiblen, schönen, düsteren Mann, der versucht, ein lange vergangenes Leid für immer vor sich selbst zu verbergen.

Slütter untersucht die Ladung, es ist nichts ins Meer geschwemmt worden außer einer kleinen Kiste Bratpfannen. Es ist ihm nicht klar, warum man im Schutzgebiet australische Konservendosen mit Krebsfleisch geordert hat, wo doch die köstlichsten Krebse frisch aus dem Meer zu erhalten sind. Er zuckt mit den Schultern, raucht eine Zigarette und steuert die Jeddah unentwegt nordwestlich. Gegen ein Uhr nachmittags sieht er ein anderes Schiff, es ist ebenfalls ein Frachter, allerdings auf südlichem Kurs, Darwinwärts, er funkt mit dem Marconi-Apparat um Erkennung, es kommt keine Antwort, und er ruft Pandora, sie möge einige Dosen öffnen und den Inhalt auf einem Stövchen erwärmen. Bald schon zieht der Frach-

ter unsichtbare, verlockend aromatische Duftschwaden hinter sich her.

Während sie zusammen essen, bietet Apirana an, das Mädchen zu tätowieren, eine Stelle ihrer Haut für immer mit der Geschichte des durchfahrenen Sturms zu überziehen, aber Slütter will nichts davon wissen und untersagt es, er kann es nicht ertragen, daß ihre äußere Hülle, ihre weiße Epidermis von Nadeln durchstochen wird. Der Maori zuckt mit den Achseln, es bedeutet ihm nichts, außer dem Wissen, daß dieser Teil der Chronik des Verlaufs der Welt, die jedem Menschen zustehe, nun nicht auf dem jungen Mädchen nachzulesen sei. Und er geht hinunter in den Kesselraum, um November einen Teller dampfenden Krebsfleisches zu bringen.

Es ist eine sonderbare Liebe, die die beiden verbindet. Pandora hat Slütter bedingungslos zum Herrn über ihr Schicksal auserkoren, und er scheint durch sie eine gewisse Unbeirrbarkeit erlangt zu haben, die er sich selber gar nicht zugetraut hat. Er empfindet sich plötzlich, soweit das möglich ist, als profunderer Mensch, er sieht die See nun nicht mehr als auslöschendes, allreinigendes Element, sondern beginnt, Pandoras Angst vor den Tiefen zu erfassen, er versteht, warum er als einzelner zwar ein Teil von allem, aber in der Gesamtheit nichtiger ist als ein kleines Stückchen Koralle, das über Jahrmillionen, an der äußersten Peripherie oder Welten Wahrnehmung zu ephemerem Sand

zerrieben wird. In jenen Momenten ist Slütter dem Tod ein behutsames Stück näher gekommen.

Und schließlich fährt, beinahe wie ein zum Krüppel geschlagener Hund, der verstohlen unter eine Brücke schleicht, um seine Wunden verheilen zu lassen, die Jeddah in die Blanchebucht ein. Niemand wartet winkend am Quai auf ihr Eintreffen, niemand beeilt sich, den ramponierten Kahn im Hafen von Rabaul willkommen zu heißen. Slütter steht auf der Kommandobrücke und gibt Anweisungen, den Anker und die Vertäuung betreffend, die von Apirana und Herrn November halbherzig befolgt werden, während Pandora, nachdem sie sich vergewissert hat, daß kein englisches Polizeiaufgebot sie erwartet, im hellen Kleid von Bord auf den hölzernen Anleger springt und, an den dümpelnden Barkassen vorbei, schnurstracks barfuß Richtung Gouverneursresidenz läuft, deren weißgetünchte Fassade sie schon bei ihrer Einfahrt in die Bucht ausgespäht hat. Auf halbem Wege bleibt sie stehen und bückt sich, um Blumen zu pflücken, und einige Insulanerkinder kommen schüchtern hinzu. Aus der Ferne sieht es aus, als würden sie innig miteinander spielen; Pandora vergißt darüber, weswegen sie an Land gegangen ist.

November geht ebenfalls von Bord, um einen Vertreter der Faktorei, die die Ladung der Jeddah bestellt hat, ausfindig zu machen. Der Besuch in Rabaul hat

nach dem Sturm etwas ganz und gar Antiklimaktisches, und es ist Slütter einerlei, ob jemand sich für die Bratpfannen interessiert oder nicht. Er sieht Pandora hinterher und weiß, daß er sie wieder verlieren wird — noch nie ist ihm etwas wichtig gewesen, niemand hat jemals Macht über ihn gehabt, ja, denkt er, er habe es schließlich selbst zugelassen, daß jenes rothaarige Kind ihn nicht nur verwundbar, sondern sterblich gemacht habe.

Er knöpft in aller Ruhe seine Kapitänsjacke zu und ergreift seine Mütze, um sich ebenfalls hinüber zur Residenz zu begeben. Sein Mißtrauen jeglicher Autorität gegenüber hat er in die hinterste Ecke seines Bewußtseins verbannt, da er gehört hat, daß Hahl, der hiesige Gouverneur, ein durchaus anständiger, besonnener Mann sei. Trotzdem wird er das Gefühl nicht los, sein Schicksal werde zusehends von anderen beeinflusst, es entgleitet ihm alles, wie bei einer Schachpartie, deren unausweichlicher Verlust sich schon ganz am Anfang, nach dem dritten oder vierten Zug exponentialfunktionell abzeichnet, freilich andersherum, als könne die bereits im Samenkorn vorhandene Form des alten Baumes erahnt werden. Im Vorbeigehen lächelt er Pandora an, die sich zu den eingeborenen Kindern auf die Wiese gesetzt hat, und als sie nicht zurücklächelt, ja noch nicht einmal zu ihm aufschaut, schließt er die Augen und geht weiter.

Die vorherrschende Ansicht, die Zeit sei ein unaufhaltsamer Strom, in dem alles seinen präzisen Anfang habe und seinen klar definierten Verlauf, hat sich auch in Slütters Denken festgesetzt; dabei ist es, wie ihm in manchen luziden Momenten gewahr wird, eher so, daß das Ende sehr wohl feststeht, nicht aber das immerwährende Präsens, welches einen dorthin zu führen weiß. Das perfide, unfäßbare Jetzt mäandert, einem ektoplasmischen Wabern gleich, aus allen Ecken und Enden und fließt unkontrollierbar wie ein Gas in sämtliche Richtungen des Daseins, dabei die unwiderfliche Einzigartigkeit jedes seiner Augenblicke außer Acht lassend, so auch den Folgenden.

Es präsentiert sich also Kapitän Slütter pünktlich zur Verabredung beim Gouverneur, lehnt mit beiden leicht erhobenen Händen das offerierte Glas Bier ab, setzt sich sachte hin, als ahne er, daß jetzt etwas Wesentliches, etwas durch und durch Unangenehmes folgen wird. Hahl räuspert sich und bittet um Verständnis, wenn er gleich zur Sache kommen wolle. Er wisse natürlich, daß Slütter kein mißratener Strandläufer sei, einer jener weißen Taugenichtse, die den Pazifik bevölkern und von der Hand in den Mund leben. Aber es gebe gewisse Umstände, die Maßnahmen erforderlich machten, die sozusagen außerhalb des Gesetzes ihrer Erledigung harrten. Und einer wie Slütter (Hahl steht dabei abrupt auf), der zwischen Tür und Angel lebe,

keine Familie habe (er kann natürlich, denkt Slütter, nichts von Pandora wissen), aufgrund seiner Freiheitsliebe, die Hahl im übrigen sehr achte, die dem Kapitän aber verwehre, sich irgendwo länger als nötig heimisch zu fühlen, im Stillen Ozean jahrelang hin und her gondole, einer wie er müsse für Hahl bitte eine Kleinigkeit erledigen, die moralisch vielleicht nicht einwandfrei, aber gänzlich notwendig sei.

Also: August Engelhardt, den Slütter ja vor einigen Jahren in der alten Hauptstadt Herbertshöhe kennengelernt habe, sei gewissermaßen untragbar geworden, man habe lange abgewägt, inzwischen sei er hoch verschuldet, seine Insel gehöre ihm gar nicht, die Plantage sei verwildert, wahrscheinlich habe er einen Mord begangen, ganz sicher sei er verrückt geworden, Hahl habe sich die ganze Sache jahrelang durchaus wohlwollend angesehen, aber nun, um es kurz und schmerzlos zu machen (er knetet sich dabei hinter dem Rücken die Hände), bitte er Slütter, da er hier die finale gesetzliche Instanz zu vertreten habe, hinüber nach Kabakon zu fahren, den Kokosapostel zu erschießen, seine Leiche zu verbrennen und die Asche ins Meer zu streuen. Zweitausend Mark biete er ihm dafür an, aus einer geheimen, unter seiner Alleinverantwortung stehenden Kriegskasse. Darüber gäbe es keine Belege und keine Abrechnungspflicht, Slütter müsse den Empfang des Geldes weder quittieren noch dem Deutschen Reich

steuerliche Aufwartungen machen. Hahl benötige lediglich einen Willigen, der ein, zwei Schüsse abgibt und danach das Schutzgebiet wieder verläßt.

Slütter muß husten und besieht sich seine Hände. Schweigen. Nein, er wolle das nicht tun. Das ist, sagt er, eine Schuld, mit der er nicht leben will. Hahl, der sich eine Zigarette anzündet und, Nachdenklichkeit suggerierend, eine Weile den still emporschlängelnden Rauch des brennenden Stäbchens betrachtet, holt aus, ja, er sähe ein, daß das Gefühl der Schuld seinen Quell in der Zivilisierung des Mannes habe, der unter dem Druck, in einer organisierten Gesellschaft zu leben, seinen Aggressionstrieb nach innen, ergo gegen sich selbst lenke. Engelhardt denke vermutlich ganz ähnlich. Aber nichtsdestotrotz und schlußendlich sei dies eine Kolonie. Und der Koloniebegriff beinhalte nun einmal die Termini *anpflanzen, bearbeiten, besiedeln, erschließen, ertragreich machen, ja, nutzbar machen*. Das seien die Ordnungen, mit denen er arbeite. Sein Amt, welches ihm zuvorderst die Interessen des deutschen Volkes zu vertreten auftrage, befähige ihn zur Ausübung gesetzlicher, vernunftvoller Macht, um die Kolonie zu erhalten. Werde aber sein Einflußbereich durch, wie in diesem Falle, Anarchie und Irrsinn touchiert, dann müsse er handeln, ja, zu äußersten Mitteln greifen, das sei sozusagen sein kategorischer Imperativ (daß sich inzwischen drüben auf Kabakon alles weitaus

schlimmer darstellt als von ihm geschildert, liegt jenseits seiner Vorstellungskräfte).

Slütter, der keine Philosophen liest, verneint abermals, nimmt seine Kapitänsmütze und erhebt sich um zu gehen. Ob er denn wenigstens einen Revolver besitze, will Hahl wissen. Ja, durchaus, unten auf der Jeddah habe er einen. Und Hahl, der seinen Posten nicht inne hätte, könnte er nicht mit einer an Grausamkeit grenzenden Berechnung handeln, entbietet nickend dem Seemann einen kurzen Abschiedsgruß, dieser hat schon die Veranda betreten, da zaubert der Gouverneur aus der Jackettasche ein Schreiben hervor, aus welchem hervorgeht, daß das junge Mädchen Pandora, einzige Tochter von Frederic Thesiger, Viscount Chelmsford, dem Gouverneur von New South Wales, die aus einem Internat in Sydney geflohen, in Rabaul festzuhalten sei, bis die relevanten Repräsentanten Ihrer britannischen Majestät George hier eingetroffen, sie eingesammelt und retour nach Australien verschifft hätten. Slütter zuckt unmerklich zusammen, schlafwandelt zurück ins Empfangszimmer, setzt sich wieder hin, schüttelt den Kopf, ergibt sich, es ist genug; Hahl, der ihm den Brief hinhält, hinübergeht zur Anrichte und beiden ein Glas Whisky einschenkt, hat gewonnen.

XII

Am Abend steht Lützow etwas abseits auf der gräsernen Anhöhe zur Gouverneursresidenz. Lampionketten hängen zwischen den Palmwipfeln, Glühwürmchen steigen tanzend aus Büschen empor. Ein Schwarm Abertausender Fledermäuse fliegt geräuschlos landeinwärts, um die Nacht tief im Urwald schlafend zu verbringen. Die Sonne ist bereits untergegangen, aber dort, hinter dem Vulkan, ist noch das ferne Leuchten des sanft verblassenden Tages zu erkennen. Kapitän Slütter, weiße Uniform tragend, sitzt rauchend und in Gedanken versunken auf der Veranda, sein grausamer Auftrag erdrückt ihn. Neben ihm leert Pandora, deren Füße in anmutigen Lackschuhen ruhen (woher hat sie sie bloß?) und nicht ganz bis hinunter zum Boden reichen, einen großen Teller Ingwerbiskuits. Auf der Wiese singt der gute Dr. Wind im belustigten Halbrund einiger Pflanzer *Che gelida manina* aus *La Boheme*. Hahl ist aus irgendeinem Grunde nicht

zugegen, livrierte Chinesen reichen Gläser mit zuckerigem Punch, Lützow raucht seine erste, ihm fantastisch schmeckende Zigarette seit einem Jahr, es ist eine deutsche Marke. Er entfernt mit der Fingerspitze einen Tabakbrösel von der Unterlippe und sieht hinaus auf die sich verdunkelnde Bucht, da gleitet eine nicht mehr ganz junge Frau auf ihn zu und erklärt mit beiläufiger Eleganz und ohne sich vorzustellen, sie sei erleichtert, daß Lützow nun nicht mehr drüben bei dem Nackten sei, aber er habe diese Zeit auch nötig gehabt, gesundet sehe er aus, an der Seele gesundet.

Lützow, dessen Erinnerungen an die ihm damals schrecklich erschienenen musikalischen Auftritte im Deutschen Klub verblaßt und nicht nur mit dem Firnis der vielen Monate auf Kabakon überzogen, sondern auch durch den verwirrenden Umzug der Hauptstadt nach Rabaul in völlige Vergessenheit geraten sind, wendet sich zu Queen Emma und blickt in ein dunkles, angenehmes, offenes Gesicht, dessen leicht geöffneter Mund zwei tadellose Zahnreihen freigibt, die ihrerseits von einer nur im Ansatz sichtbaren Zungenspitze durchdrungen werden. Es trifft ihn wie ein elektrischer Schlag. Mit seinen schlanken Händen umfaßt er ihre Hüfte, zieht Emma äußerst männlich an sich und küßt sie in dunkelroter, rauschhafter Hingabe.

Während Engelhardt drüben auf Kabakon im Schutze der einsetzenden Dunkelheit damit begonnen hat, mit

seiner Axt vier Meter tiefe Löcher auszuheben (einige am Strand, andere tief im **Urwald**), deren Zweck nur er kennt und die er dann aber, kaum ist die knochen-schinderische Arbeit daran beendet, mit Zweigen und Palmblättern bedeckt, als habe er vor, die Insel mit Fallgruben zu überziehen, führt Lützow Emma hinunter an den **menschenleeren**, vom inzwischen aufgegangenen Vollmond mit fahlem Licht bestrichenen Strand. Schon sinken sie hin, und das Fluidum ihrer Gelenkigkeit stockt, verwandelt sich in automatisierte Bewegungen, die von Ferne betrachtet dem Rhythmus einer absurden Mensch-Maschine nahekommen; sie wirken wie ineinander verschlungene, halbnackte Puppen, die am Boden liegend einen spastischen Engtanz absolvieren; der Mond bescheint die beiden hüpfenden Kugeln von Lützows blond behaartem, emporgereckten Hinterteil, ab und an weht ein Stöhnlaut Richtung Gouverneursresidenz herüber, obwohl es windstill ist. Wenige Seemeilen nordwärts streift ein hinkender, nackter Engelhardt unter demselben Vollmond durch den Urwald seiner **Insel**, in den erhobenen Händen die Axt.

Anderntags beschließen Lützow und Emma nicht nur, Rabaul gemeinsam zu verlassen, sondern so schnell als möglich zu heiraten. Eiligst packt man einige Koffer, verriegelt die Flügeltüre der Villa Gunantambu mit einem großen Vorhängeschloß, und während sich die Mitglieder (allen voran die Damen) des Deutschen

Klubs zu einer Art spontanen, außerordentlichen Vollversammlung treffen, deren alleiniges Ziel es ist, soviel wie nur möglich über Queen Emma und ihren Musiker zu spotten und beide mit dem Schmutz ihrer von Mißgunst geprägten Ressentiments zu überziehen, laufen beide, gefolgt von einer Schar schwarzer Koffertträger, hinüber zur Gouverneursresidenz, um Hahl die Bitte anzutragen, sie an Ort und Stelle zu vermählen. Emma trägt ihr gebrauchtes, schon seit Jahren nicht mehr ganz blütenweißes Hochzeitskleid.

Hahl, von dem niemand auch nur im Entferntesten ahnt, daß er seit über einem Jahrzehnt äußerst unglücklich in Emma verliebt ist, hat natürlich schon von der Geschichte gehört; und in manchen Momenten ist ihm, als entgleite ihm die ohnehin recht brüchige Realität, so auch jetzt, da die beiden versonnen lächelnd vor ihm stehen und er, sich kurz zuvor noch Gewissensbisse wegen des vielleicht doch hundsfeigen Mordauftrags erlaubend, sich blitzschnell ein diplomatisches, um nicht zu sagen: falsches Lächeln ins Gesicht beschwört, den beiden seine besten Wünsche ausspricht und augenzwinkernd Lützow anstößt, ob dieser es sich auch gut überlegt habe. Lützow, als könne er die allernächste Zukunft schon sehen, deklamiert mit einem ansehnlichen Grinsen: *Doch trunken der Sänger, nicht achtend der Mahnung, zurück in den Orkus wendet den Blick.*

Eine Krawatte ist schnell gefunden, Hahl leiht lachend eine von seinen her, ja, darin sei er ganz prinzipienlos und großherzig, freue er sich doch, daß Lützow augenscheinlich wieder in der Zivilisation angelandet sei; nein, nein, er wolle sie nicht trauen, ein Vorwand ist genauso schnell gefunden wie die Krawatte verliehen, er finde seinen Zwickel nicht; sollen sie nur ohne ihn machen, die jungen Leute (Emma ist jenseits der fünfzig), Slütter sei doch Kapitän, auch er habe das Trauungsrecht, husch, hinab zum Ufersteg, er komme augenblicklich nach, ein Glas Spumante werde er dann auf ihr Wohl stürzen, besser zwei oder drei, Haha. Und Hahl, der Emma allzu oft schon hat heiraten sehen, folgt natürlich nicht nach, sondern beobachtet die beiden, wie sie hinunter zur Jeddah turteln, schließt schweren Ganges die Tür zu seinem Privatgelehrtenzimmer auf (dort hängt im Mahagonirahmen hinter Glas die ubiquitäre Reproduktion von Böcklins *Toteninsel*), wirft krachend die Tür hinter sich zu, setzt sich hinter den Studiertisch, vergräbt das Gouverneursgesicht in den männlichen, sonnenbraunen Pranken und weint mit einer Zügellosigkeit, die ihn selbst am allermeisten überrascht.

Unten am Quai dann, euphorisiert, bitten die beiden Kapitän Slütter, sie an Bord der Jeddah zu trauen. Dieser räuspert sich, schabt sich am Kinn, tritt von einem Bein auf das andere, hustet und willigt dann doch schließ-

lich ein, obwohl er, dies müßten sie bitte zur Kenntnis nehmen, keinerlei Erfahrung auf dem Gebiet der Eheschließungen habe. Der Maori Apirana schlüpft in eines von Slüters nicht mehr ganz frischen weißen Hemden und zieht, amüsan anzusehen, fälschlicherweise am Klüverbaum die Reichsfahne hoch, dann schüttelt er grinsend eine Flasche Champagner (November ist, wie immer, im Kohlenraum verschwunden, Pandora irgendwo an Land), Emma kaut auf einer Karamelle und sieht zehn, ach was, fünfzehn Jahre jünger aus.

Lützow selbst, kerngesund, eine Spur zu selbstsicher, sprüht vor elektrischer Energie, ihm hat, so bemerkt er, ganz klar und offensichtlich das Mondäne gefehlt, das Zivilisationsritual, die Kristallgläser, die weißen Hosen mit der Bügelfalte, kein Gedanke mehr an Kabakon, genug davon, es war ein Experiment, ja, ein Geglücktes, er kann es fast ein Jahr aushalten in der Askese, seine diversen Krankheiten sind geheilt, nun aber zurück nach Europa, in die alte Welt, dessen komplexe Befindlichkeiten ja durchaus dienlich sind, sich selbst innerhalb einer Struktur zu verorten, in die man hineingeboren wurde — was nützt einem der Ausbruch, wenn man nicht zurückkehrt, um das Erlernte, das Erlebte anzuwenden?

Reich mir die Hand, Vielliebchen. Fort, nur fort. Nach Baden-Baden, Montecatini Terme, Evian-les-Bains — Königin der Inseln, wir werden Franz Liszt be-

suchen, Debussy in der Sommerfrische Frankreichs, dann Berlin, Budapest und die golden erstrahlenden Opernhäuser unseres ur-uralten Kontinents. Wir werden ein Automobil kaufen, mit rauschhafter, geschmeidiger Geschwindigkeit Monacowärts brausen, ein gebräuntes, unbesiegbares Löwenpaar, tausend, ach was, zehntausend Mark auf rot setzen, den Gewinn liegen lassen, daß er sich verdopple und abermals verdopple, dann Hummer Thermidor, geeister Pouilly-Fuissé, danach ein endloser, schwindelerregender Erdbeerreigen, ein taumelnder Elfentanz unter mediterranem Halbmond.

Emma haucht ihr Ja, Lützow selbstverständlich auch, Kapitän Slütter spricht einige Sätze, die er sich halb ausgedacht, halb zusammengereimt hat, schon sind sie Mann und Frau, ein Champagnerkorken fliegt mit lautem Knall himmelwärts. Apirana, dessen mit konzentrischen Kreisen tätowiertes Gesicht von perlendem Schaumwein köstlich benetzt wird, schenkt die bereitstehenden Gläser voll (sich selbst am vollsten), leert seines in einem Zuge und, durch die blitzschnell in der maorischen Großhirnrinde einsetzende Wirkung des Weines aus der reservierten Eleganz seines Volkes gelockt, er, der er nie getrunken hat, umarmt Lützow, Emma, Slütter aufs Innigste.

Am Vormittag ist in Rabaul auch die Prinz Waldemar eingelaufen, sie ankert nun schneeweiß, stattlich

und etwas pikiert direkt neben der ausgesprochen unansehnlich zu nennenden Jeddah, deren äußerliche Erscheinung sich nach dem durchfahrenen Sturm in der Salomonensee nicht unbedingt verbessert hat. Man schaut natürlich trotzdem herüber, auf den Kapitän und das Brautpaar, grüßt, winkt, und Lützow saust seinerseits im Übermut und voll Vorfreude auf den eleganten Erster-Klasse-Salon der Waldemar (denn er hat ja wirklich genug von Sandflöhen und nacktem Diskutieren) in Richtung Reling der Jeddah, steigt hinauf, um von dort mit einem Satz, äußerst leichtsinnig, zwei gefüllte Champagnergläser wie ein Oberkellner balancierend, hinüber auf das Reichspostschiff zu springen, dabei nach hinten, Jeddahwärts schauend, brennende Zigarette im Mundwinkel, irgendein Bonmot ausrufend.

Die Sohle seines Schuhs (den zu tragen seine Füße nicht mehr gewöhnt sind) gleitet auf der rutschigen Außenwand der Waldemar ab, er versucht greifend die Reling zu erreichen, verfehlt sie, und nun werden ihm beide Beine, als hingen sie an je zwei am Himmel befestigten Bindfäden, nach oben gezogen, er vollführt einen Salto (der tatsächlich das Suffix *mortale* verdient), saust dann Kopf nach unten in das Hafenbecken, fällt zwischen beide Schiffe ins Wasser und wird von ihnen, deren Bäuche sich, dank einer unglücklich verlaufenden Welle oder Strömung, jetzt wie eiserne Walfische

unerbittlich einander annähern, zermalmt. Nicht nur Beine oder Arme werden zerquetscht, sondern der ganze Lützow.

Von der Prinz Waldemar wird noch, nach entsetztem Rufen, ein rotgestreifter Rettungsring hinabgeworfen, der aber nicht einmal die Wasseroberfläche erreicht, sondern nutzlos eingeklemmt zwischen beiden Schiffen steckenbleibt, wie ein Kaubonbon zwischen Zunge und Gaumen eines desinteressierten Riesen.

Emma, die im vergilbten Hochzeitskleid auf der Jeddah verharrend, das Geschehen nicht nur verfolgt, sondern quasi verlangsamt, Bild für fallendes Bild in die Retina projiziert bekommt, sinkt im Choc hinab auf ein Knie, als müsse sie unversehens beten. Es ist alles so fürchterlich schnell passiert. Sie hebt ein besticktes leinenes Tüchlein dort an die Unterlippe, wo sie sich gebissen, zwei Tränen springen ihr links und rechts aus den Augen, der Batist erhält einen kreisrunden roten Fleck. Slütter greift sanft ihren Arm, richtet sie auf. Sie steht, wehrt seine stützenden Hände ab, kein Schreien, keine weiteren Tränen. Apiranas Antlitz ist ein bemalter Felsen.

XIII

Es scheint Slütter, der zur Erfüllung seines mörderischen Auftrags nach Kabakon hinüberfährt, als erwarte ihn Engelhardt bereits, als wisse dieser vom nahenden Henker, als sende er ein vibrierendes, pochendes Feld voraus. Slütter hat für sich entschieden, er werde sich mit einer epochalen Unerbittlichkeit wappnen, nicht im geringsten ahnend, wie weit sich Engelhardt inzwischen von der Menschengemeinschaft entfernt hat und wie leicht es ihm andererseits fallen wird, den Abzug seines Revolvers zu betätigen.

Engelhardt hat sich, nachdem er die Arbeit an den Fallgruben beendet hat, in sein Haus begeben und, nachdem er Innen- und Außenwände sowie die Seiten vielleicht eines guten Dutzends seiner Bücher mittels Kohlestücken über und über mit schwarzen Streifen bemalt hat, sich anschließend auf den Boden gesetzt und mit der Schere den Daumen seiner rechten Hand abgeschnitten. Die Versehrte Hand an einem Feuer kau-

terisierend, hat er den Daumen in eine mit Salz gefüllte Kokossschale gelegt und ist hinaus und hinunter an den Strand gegangen, um die Ankunft der Dampfbarkasse abzuwarten, deren Rauch schon eine ganze Weile drüben am Horizont auszumachen gewesen ist. Es ist Ebbe, bald wird es wohl regnen, vielleicht aber auch nicht.

Slütter ist, kaum von der Barkasse gesprungen, schnurstracks strandwärts durch die beinahe hüfthohe See gewatet, die an seinem Rücken anbrandenden kleinen Wellen beflissentlich ignorierend, obwohl deren Wucht ihn **ein**, zweimal straucheln **läßt**. Er hat sich den Revolver in einem Futteral um die Brust geschlungen und sich zu einem Automatismus des Geistes gezwungen, der ihm verbietet, den dort im Sand sitzenden, bärtigen, nackten, verhungert aussehenden Engelhardt als Menschen wahrzunehmen.

Dieser erhebt die linke Hand zum Gruße (die andere, **Versehrte**, **hinter** seinem Rücken verbergend), in Slütter plötzlich den Mann erkennend, mit dem er vor Jahren einen Nachmittag lang Schach gespielt (bis zum **Solus Rex**), den einzigen Menschen, der ihm damals mit so etwas wie respektvoller Normalität begegnet ist. Andere Gesichter steigen nun jäh vor ihm auf, Hahl, Nagel, Govindarajan, Hellwig, Lützow, Mitzenzwey, Halsey, Otto, Aueckens, ein jeder von ihnen erpicht darauf, ihn zu erniedrigen, ja, ihn zu zerstören mit ihrem krankhaften, vom Egoismus zersetzten

Wesen, und Engelhardt läßt sich nach vorne fallen, in den Sand, und er betet den Besucher an, als sei er, Engelhardt, ein Mohammedaner, der sich pietätvoll Richtung Mekka verneigt.

Er ist so froh und dankbar, daß jener einzige ehrbare Mann ihn jetzt aufsucht, ja, es ist, als habe sein magisches Durchstreichen der Bücher von Swedenborg just dieses Wunder bewirkt. Er gräbt mit den neun Fingern seiner Hände im nassen Sand vor ihm, ungeachtet des infernalisches kribbelnden Daumenstumpfs; Slütter, ja, so hat er geheißten, Ka-pi-tän Slütter, absurd, daß ihm die Vorsehung ausgerechnet jenen sende, er hoffe inständig, Slütter habe inzwischen sein Kapitänspatent erhalten, daß alles sozusagen im Lot sei, wie der Seemann sagt, bevor er zur Salzsäule erstarrt, Haha, vielleicht befähige er gar ein eigenes Schiff, er freue sich über die Maßen, leider könne er ihm nichts anbieten, er habe sich ja nun seit, ja, seit wieviel Jahren eigentlich, ausschließlich, ganz ausschließlich von Kokosnüssen ernährt (kann Slütter ihm ansehen, daß er lügt? Nein, das ist ganz ausgeschlossen). Kriechend und mit nassem, ausgebleichtem Bart liegt er dort ausgestreckt im Sandschlamm, seine Beine sind von den gelblich-schwarzen Flecken des Aussatzes überzogen, als habe er sich wiederholt gestoßen.

Slütter beeilt sich, ihm hochzuhelfen, und erschrickt ob des verschwindend geringen Gewichts des Mannes,

ihm ist, als halte er ein zerbrechliches kleines Kind in den Armen oder einen sterbenden Greis, dessen Haut sich ledern und brüchig anfühlt, wie bei einer Echse. Er bemerkt, daß Engelhardts Ohren weit vom Schädel abstehen, auch sie so fragil und transparent, als seien sie aus Papier, und es übermannt ihn ein starkes Gefühl des Mitleids. Er legt stützend den Arm um Engelhardts Schultern, begleitet ihn zurück zu seinem Haus, an den säumenden Palmenrand, und vergißt dabei, daß er gekommen ist, um ihn zu erschießen.

Im Inneren der Behausung herrscht schummriges Halbdunkel; Sonnenlicht, das in dünnen Strahlen aus Wandritzen sticht, saust kreuz und quer durch die Zimmer. Es stinkt nach süßlich verwesenden Früchten. Slütter, dessen Augen sich nur langsam daran gewöhnen wollen, sieht den jungen Eingeborenen, der im Bücherzimmer lächelnd auf einem grob gezimmerten Stuhl sitzt, nicht sofort. Es ist Makeli, der mit der Schere spielt. Woher kommen nur diese ganzen Fliegen? Hunderte sind es. Slütter schickt sich an, die zugezogenen Fensterläden aufzustoßen, während Engelhardt sich, Unverständliches murmelnd, an einem Bücherregal zu schaffen macht, als suche er etwas. Slütter schenkt aus einem Tonkrug ein Glas Wasser ein, riecht daran, verzieht das Gesicht und stellt es wieder hin; das Wasser verströmt einen fauligen, modrigen Geruch.

Sich am Barte ziehend, beginnt Engelhardt zu klagen, daß keine Menschenseele mehr in den Kokosplantagen arbeite, diese faulen Simpel seien alle in ihre Dörfer zurückgekehrt, der ungezogene Tolaihäuptling habe wohl angeordnet, daß ihm der Dienst zu verweigern sei, nach allem, was er für sie getan habe, sei dies nun der Dank, allein Jung Makeli hier sei ihm geblieben, obschon er ja gar nicht mehr zurück in sein Dorf könne, da er ein richtiger Deutscher geworden sei, der fließend Deutsch spreche, man wolle ihn dort nicht mehr, wozu auch, den zweiten *Faust* habe er ihm letzts vorgelesen, Poe und auch das erschütternde Ende von Ibsens *Gespenstern*. Engelhardt bricht in Tränen aus, er beginnt zu zucken, schließlich schüttelt es ihn am ganzen Körper. Makeli muß grinsen und legt die Hände vor den Mund. Slütter sieht, daß dem Jungen ein Mittel- und ein Zeigefinger fehlen.

Der Kapitän, der eine vage, aber doch ganz und gar unmittelbare Bedrohung im Raume spürt, schlägt vor, sich einstweilen die Plantagen anzusehen, worauf Engelhardt sofort aufhört zu weinen und ausruft, dies sei eine ausgezeichnete Idee, Makeli und Slütter sollten schon vorgehen, die Natur würde draußen zu ihnen sprechen, er komme dann rasch nach, er müsse nur noch schnell etwas essen, da er sich so unendlich schwach fühle. Slütter und der Eingeborenenjunge treten hinaus in das blendende Sonnenlicht.

Engelhardt will sich eigentlich seinem Gast **erklären**, will ihm alles nun Erkannte übertragen, wirklich alles, jetzt ist der passende Augenblick aber vorbeigerast. So murmelt er also weiter zu sich selbst, in seiner Behausung auf und ab **schreitend**: Auch Nietzsche habe gegen Ende, nach dem Zusammenbruch in Turin, seine eigenen Ausscheidungen gegessen, es sei der große Kreis, das Möbiusband, das Feuerrad, die Kalachakra — nur habe Nietzsche in seiner Umnachtung die Sache nicht zu Ende denken können, er habe niemals diesen Jahre andauernden Hunger erleben müssen; Engelhardt sei hier unter unglücklichen Kannibalen, die sich fortentwickelt hätten, weg von ihrem natürlichen, gottgegebenen Instinkt, den ihnen die Missionare mit ihrem Gequatsche ausgedreht hätten, dabei sei alles so denkbar einfach, nicht die Kokosnuß sei die eigentliche Nahrung des Menschen, sondern der Mensch selbst sei es. Der ursprüngliche Mensch des Goldenen Zeitalters ernährte sich von anderen Menschen, ergo der gottgleich werdende, der nach Elysion zurückkehrende von sich selbst: *God-eater. Devourer of God*. Und Engelhardt greift zur Kokoschale, darin er seinen Daumen verwahrt hat, entfernt sorgfältig das Salz von dem abgetrennten Stück und beißt hinein, den Knochen mit den Zähnen zerknackend.

Die Wipfel der Palmen wehen zerzaust und verwahrlost im leisen Wind des Nachmittags. Ein Para-

diesvogel trabt zurück ins Unterholz, als er die beiden kommen sieht. Makeli zeigt Slütter die Orte, an denen früher die Kokosnüsse geerntet wurden, nun kümmern sich freilich niemand mehr darum, es sei ein Jammer, was geschehe, aber so sei eben die Einstellung, ja die unverrückbare Geisteshaltung seines Volkes. Man lasse einfach alles stehen und liegen, es gäbe keine Verantwortung, sie seien wie Kinder, die eines Spielzeugs überdrüssig geworden. Slütter wundert sich über den jungen Makeli, der so sehr zum Deutschen geworden ist, daß er seine Rasse ähnlich beurteilt, wie es ein Kolonialbeamter täte. Und hier, die Kokosnüsse, davon habe sich Engelhardt die ganze Zeit ernährt? Von nichts anderem? Und der junge Mann?

Makeli lächelt verschämt. Der bärtige Weiße in seiner Uniform mit der Pistole ist ganz offensichtlich kein schlechter Mensch, kein Untier, wie jener Hobbes den Menschen im allgemeinen im *Leviathan* dargestellt habe, aber er ist immer noch ein Eindringling, und wie jeder Eindringling eine Gefahr. Den Musikanten hat er, Makeli, vertrieben, aber es hat ein Jahr gedauert, so lange kann er bei diesem hier nicht warten.

Slütter geht zu einer Palme hin, berührt gedankenverloren mit der Hand ihren Stamm und blickt hinaus aufs Meer. Er sieht, wie sich Engelhardt aus einiger Entfernung nähert. Slütter und Makeli sollten mitkommen, er, Engelhardt, habe ihnen im Dschungel et-

was Interessantes zu zeigen, sagt er und winkt in Richtung **Urwald**, zu einer **Schneise**. Sie gehen zusammen hinein, Engelhardt summt dabei eine muntere Melodie und tänzelt vor ihnen — dabei schlackern seine von der Unterernährung zu Fladen gewordenen Gesäßbacken hin und her —, bis sie eine Stelle erreichen, die ihm vertraut zu sein scheint; er weicht links vom Trampelpfad ab und bedeutet Slütter, er solle ruhig vorgehen. Makeli läßt ihn voran und beginnt unkontrolliert zu glucksen.

Ahnend, daß er sich in höchster Lebensgefahr befindet, zieht Slütter seinen Revolver und erklärt, er sei geschickt worden, Engelhardt zu töten, man sei seiner, nun, man könne sagen: überdrüssig geworden in der Hauptstadt. Er habe aber keinerlei Absichten es zu tun. Slütter hebt den Revolver und schießt ein paarmal in die Luft. Ein ohrenbetäubendes Arpeggio aus aufflatternden Vögeln, sich beschwerenden Makaken und zischenden Echsen erfüllt den **Urwald**. Engelhardt und Makeli stehen wie erfroren.

In diesem Augenblick sieht Engelhardt die Dämmerung herabrasen, obgleich es noch taghell ist; er sieht die verglimmenden Spuren der Sterne, er steht auf einem bewaldeten Hügel nächst einer seit zahllosen Äonen verlassenen Stadt, am Horizont erhebt sich orangerot und fahl der Doppelmond, jenes traute Zwiegestirn der Harmonia Caelestis; er wähnt sich in

Arkadien und weiß plötzlich, sein Mysterium ist niemals Kabakon gewesen, sondern der bis ins Unendliche sich ausdehnende, revolvierende Teppich seiner Traumwelt, seine Sicherheit ist das Würgen angesichts seiner eigenen Geburt. Hochentwickelte Gattungen auf anderen Planeten, weiß er nun, verhalten sich stets raubtierhaft.

Engelhardt umarmt seinen verhinderten Mörder, küßt und liebkost ihm die Hände, immer und immer wieder versichernd, wie dankbar er ihm sei, es habe sich nun bei ihm im Kopfe etwas wieder eingerenkt, dieses barmherzige Opfer sei Ausdruck des Weltengeschicks, ja, seine Dankbarkeit sei eine unerschöpfliche und unmessbare Fibonacci-Sequenz. Seinen Swedenborg habe er weggeworfen, in der Tat. Durchgestrichen und weggeworfen. Alles müsse fort. Bergson sei der einzige, den man eventuell noch lesen könne, wiewohl auch dieser, durch den Umstand seines Judentums, sich selbst disqualifiziert habe. Und die feige Order, ihn zu ermorden? Hahl habe es doch wohl befohlen, Hahl sei ebenfalls Jude, nichts anderes habe er von diesem Volke erwartet, mit aller Wahrscheinlichkeit habe ihn Hahl doch wohl erpreßt, Slütter solle es ruhig sagen, es läge keine Schande darin, dieser schäbige Gouverneur-Philosoph sei ein ausgefuchster Gauner, dem jedes Mittel recht sei, seine niederträchtigen Ziele erreicht zu wissen.

Ja, so war Engelhardt unversehens zum Antisemiten geworden; wie die meisten seiner Zeitgenossen, wie alle Mitglieder seiner Rasse war er früher oder später dazu gekommen, in der Existenz der Juden eine probate Ursache für jegliches erlittene Unbill zu sehen. Hiermit hatte die nervliche Zerrüttung, die der Aussatz bei ihm angerichtet, wenig zu tun, es gab keinen kausalen Zusammenhang zwischen seiner krankheitsbedingten Irritabilität und dem Judenhaß, nichtsdestotrotz sprudelt es munter aus ihm heraus; wieviel Schuld sich das mosaische Volk ihm gegenüber doch aufgeladen habe, welche philosophischen Machenschaften bestimmter Scharlatane diesen und jenen Irrweg erst möglich gemacht hätten, daß man sich an höchster Stelle gegen ihn verschworen habe, ja, es sei ein zionistisches Komplott, das da fabriziert worden sei, der König von England sei involviert, Hahl, Queen Emma (der er noch, so erinnert er sich erbost, einen gigantischen Geldbetrag schuldig war) und andere, und daß die ganze Misere des Scheiterns seiner begnadeten Utopie denjenigen anzukreiden sei, die die Zügel in ihren raffgierigen, vom Mammon bis zur Unkenntlichkeit verkrümmten Händen hielten.

Während dieser verrückten Suada Engelhardts schleicht Jung Makeli fort, unbemerkt. Er hat genug von den Weißen und ihrem Irrsinn und dieser Insel. Zwei Finger hat er geopfert, nun reicht es. Er wickelt

sich ein Tuch um die Lenden, richtet den Bug eines Segelkanus Richtung Rabaul, und als er Kabakon verläßt, weiß er, daß es für immer ist, und er muß weinen. Slütter kehrt dem wütend schäumenden Engelhardt ebenfalls den Rücken zu, läuft wortlos zum Strand und marschirt durch die Brandung wieder hinaus zur Bar-kasse. Er hat den armen, von der *canard* einer jüdischen Weltverschwörung besessenen Irrsinnigen nicht umbringen können, es ist einfach so, und Hahl wird das schlucken müssen, und wenn er ihm Pandora wegnehmen wolle, dann könne er ihm eventuell etwas anderes anbieten, sein eigenes Leben vielleicht.

Aber das Mädchen verhält sich natürlich nicht so, wie Slütter es gerne gehabt hätte, als hätte er sie einfrieren können in die ewig andauernde Gegenwart, unveränderlich bis ans Ende aller Zeiten; während Slütter auf Kabakon ist, hat sie sich an Apiranas Angebot auf der Jeddah erinnert und ihn gebeten, er möge sie doch nach seinem Belieben tätowieren mit der Bilder-geschichte des Sturmes, am besten auf dem Rücken, da sei viel Platz, und nachher könne Slütter soundso nichts mehr dagegen **unternehmen**.

Sie zieht Kleid und Unterwäsche aus und legt sich nackend mit dem Gesicht nach unten auf das Vorder-deck des Frachtschiffes, und während oben am strahlend blauen Himmel Schwalben auf und nieder stoßen, präpariert Apirana die traditionellen Knochennadeln,

gibt ihr ein Stück Tau zum **Draufbeißen** und beginnt, die mit schwarzer Tinte versehenen Spitzen in die Rückenhaut des jungen Mädchens einzustanzen.

Er fährt, als sei er ein dunkler Pygmalion, mit der sachkundigen Hand probend über jene Stellen, an denen er dräuende, schwarze Wolken zu malen gedenkt, grausige **Kraken**, die aus den Wellentälern **auftauchen**. **Rechts**, zur Schulter hin sollen die Fregattvögel entstehen, die das Ende des Orkans bedeuteten, links unten beim Kreuzbein ihr kleines, bedrohtes Schiff, darauf, in Miniatur, so winzig, daß sie kaum noch zu erkennen sind, Pandora selbst, Apirana, November und Slütter, und schließlich in der Mitte, zwischen den unter seiner sanften Berührung erzitternden Schulterblättern, der Sturm selbst: das Gebilde eines phantastischen Ungeheuers aus Urzeiten, scharfkantige Zähne **bleckend**, sich heftig und ungeheuerlich windend, schöpft das Monstrum mit schuppigen Pranken Unmengen von Wasser aus dem Ozean, um die unselige Jeddah zum Kentern zu bringen.

Als Slütter wieder Rabaul erreicht, ist das Kunstwerk des Maori vollbracht, Apirana hat **Pandoras** blutenden Rücken sorgfältig abgetupft und mit einem Bettlaken fest verbunden, fast gleichzeitig nun segelt **Makelis** kleines Kanu in die Blanchebucht, man kommt nicht umhin zu sagen, daß sich die Ereignisse überschlagen. Slütter trifft auf Hahl, dieser hat natürlich

längst, Realpolitiker, der er ist, die englische Polizei benachrichtigt, Pandora stehe unter seiner Obhut zur Abholung und Verbringung nach Australien bereit. Diesem Verrat hat Slütter nur seinen eigenen Verrat entgegenzusetzen, Engelhardt nicht getötet zu haben, worauf Hahl mit den Schultern zuckt, dem Kapitän eine Zigarette anbietet und nicht ohne Lakonie meint, es sei jetzt sowieso alles Makulatur, da Krieg drohe — wenn er es richtig verstanden habe, sogar ein Weltkrieg, bei dem schon noch genug Unheil auf die Menschen herabregnen werde, da sei es doch ganz achtbar, wenn man sich nicht auch noch an Engelhardts Tod beteiligt habe.

Slütter erscheint dies in seiner Menschenverachtung mehr als bodenlos, aber er läßt sich nichts anmerken — noch könnte er Pandora in Sicherheit bringen, noch könnte er sie bei sich behalten, wenn er nur die Ruhe bewahrte. Aber das Mädchen hat sich schon lange entschieden. Zu geradeheraus, zu verlässlich ist ihr dieser bärtige, alternde Seemann, als kleingeistig empfindet sie seinen Zorn über die exquisite Tätowierung auf ihrem Rücken, seine Träume (wenn er denn überhaupt welche hatte) sind nicht die ihren, er ist ihr fad geworden wie dem Kinde das fallengelassene Spielzeug, ja, er hat seinen Zweck erfüllt, was sie ihm auch ins Gesicht schreit, auf dem Anlegesteg stehend, immer noch barfuß.

Slütter nimmt Abschied von Pandora, und es zerreißt ihm die Seele. In der Ferne ragt der Kegel des purpurnen Vulkans in den Himmel, und Eidechsen verbergen sich ängstlich an seinen steinigen Hängen. Makeli und Pandora, Kinder der Südsee, verlassen gemeinsam Rabaul auf einem Segelboot, ins Ungewisse. Der Wind bläst sie nach Hawaii, vielleicht, oder zu den mit Vanillesträuchern umflorten Marquesas, von denen es heißt, man könne ihr Parfüm riechen, weit bevor man sie am Horizont sehe, oder gar bis nach Pitcairn, jenem vulkanischen Felsen im leeren, wortlosen Süden des Stillen Ozeans.

Engelhardt wird ebenfalls zum Kind, zum Rex Solus. Vegetabil und einfach, ohne sich an etwas erinnern zu können, ohne Voraussicht, lebt er allein im Präsens, ab und zu Besuch erhaltend, redet er wirr, die Menschen fahren wieder ab und lachen über ihn, schließlich wird er zur Attraktion für Südseereisende, man besucht ihn, wie man ein wildes Tier im Zoo besucht.

XIV

Erst läuft also der Student Gavrilo Princip, nachdem er in Moritz Schillers Cafe hastig ein Schinkenbrot hinuntergeschlungen hat, hinaus auf die Straße jener kleinen, beschaulichen Stadt auf dem Balkan und schießt aus nächster Nähe, Stücke des Sandwichs noch im Mund, Brotkrümel noch am spärlichen Moustache-flaum, mit dem blanken Revolver mittenmang auf den verhaßten Despoten und seine Ehefrau Sophie. Dann kommt, gelinde gesagt, eines zum anderen. Das dem Mord folgende Flammenmeer rast mit universeller Gnadenlosigkeit über Europa; klapprige Flugzeuge schwirren, papiernen Libellen gleich, über flandrische Schützengräben; wer Soldat ist und eine Maske besitzt, der reißt sie sich mit zitternden Händen vors Gesicht, sobald der Ruf *Chlorgas!* erschallt; einer der Millionen an der Westfront explodierenden, glühenden Granatsplitter bohrt sich wie ein weißer Wurm in die Wade des jungen Gefreiten der 6. Königlich Bayerischen

Reserve-Division, lediglich ein paar Zoll höher, zur Hauptschlagader hin, und es wäre wohl gar nicht dazu gekommen, daß nur wenige Jahrzehnte später meine Großeltern auf der Hamburger Moorweide schnellen Schrittes weitergehen, so, als hätten sie überhaupt nicht gesehen, wie dort mit Koffern beladene Männer, Frauen und Kinder am Dammtorbahnhof in Züge verfrachtet und ostwärts verschickt werden, hinaus an die Ränder des Imperiums, als seien sie jetzt schon Schatten, jetzt schon aschener Rauch.

Doch Geduld. Nicht wie ein fernes Unwetter, dessen Ausläufer sich unausweichlich und bedrohlich nähern — so daß man sich aber noch in Sicherheit bringen kann , sondern rasch und erbarmungslos und nicht ohne eine gewisse Komik kommt der Erste Weltkrieg auch in den **Bismarckarchipel**. Die Rabauler Funkstation, die über die Großfunkstelle Nauen Kontakt zum Deutschen Reich aufrechthält, wird von einem Vorauskommando australischer Haudegen zusammengeschossen und mittels mehrerer hineingeworfener Handgranaten gesprengt. Der Postbeamte, der einstmals die Etiketten zu Engelhardts Kokosöl-Flaschen entworfen hatte, ist zur falschen Zeit uniformtragend am falschen Ort, ein eiserner Postschrank poltert auf ihn herab, im Fallen trifft ihn die Kugel eines Soldaten in die **Stirn**.

Wenige Tage später beginnt ein australisches

Schlachtschiff in der Blanchebucht zu kreuzen, und ein Unterseeboot taucht auf, es herrscht allgemeine Verwirrung und große Unordnung, man flüchtet sich in die Gouverneursresidenz und verbarrikadiert die Fenster, indem man Chintzsofas und Matratzen von innen dagegen lehnt. Blonde Damen, die eben noch in Zeitschriften geblättert und sich über die vermeintliche Renitenz der malayischen Angestellten beschwert haben, sinken ohnmächtig hin und müssen verarztet werden. Der elektrische Strom geht aus, das Summen der Ventilatoren verstummt. Eine Granate, vom Schlachtschiff Richtung Rabaul abgefeuert, landet unter sirrendem Geheul vor einem der Hotels, dabei eine Palme zerfleddernd.

Es folgt eine Art Invasion, deren Verlauf durchaus anarchisch zu nennen ist. Hühner und Schweine werden zusammengetrieben; Kunstwerke verschwindend geringen Werts werden requiriert und auf Schiffe getragen, um sie in australischen Museen auszustellen (sogar Hahls Reproduktion der Toteninsel); man verhaftet einen Soldaten aus Wagga Wagga, der eine eingeborene Frau vergewaltigt hat, und schickt ihn in Ketten ebenfalls nach Hause; Hoteldirektor Hellwig reibt sich die Hände ob der großen Anzahl grober Offiziere, die lärmend *Waltzing Matilda* singend seine Bar leer trinken; ein Paradiesvogel, der sich, vom Lärm aus dem Urwald getrieben, nach Rabaul hineinverirrt, wird le-

bendigen Leibes seiner Federn beraubt, Soldaten stecken sich die am Kielende noch blutigen Daunen an ihre Südwester, der nackte, vor Schmerz kreischende Vogel wird, nachdem man ihn auf den Namen Kaiser Wilhelm getauft hat, unter prustendem Gelächter wie ein Rugbyball hin und her gekickt; die sich in der Faktorei Forsayth befindenden Kisten mit dem lange ranzig gewordenen Kokosöl werden mit dem Brecheisen geöffnet, man vermutet ein *cache* Waffen, findet aber lediglich die in Holzwolle gebetteten, altjüngferlichen Flaschen, deren deutsche Beschriftung man nicht lesen kann, entkorkt sie in der Hoffnung auf Schnaps, riecht daran und schüttet nun den Inhalt unter theatralisch angewidertem Gesichtsausdruck und mit Zeigefinger und Daumen zugekniffenen Nasen hinab auf den sandigen Boden.

Eine Abteilung australischer Soldaten landet schließlich auch auf Kabakon. Engelhardt, der ihnen unter dem Gelächter der Uniformierten nackt am Strande entgegentritt, wird stehenden Fußes enteignet, man händigt ihm die Summe von sechs Pfund Sterling für die verlotterte Plantage aus, es wird ihm freigestellt, nach Deutschland zurückzukehren. Sechs Pfund für dieses Leben. Er wirft den kümmerlichen Geldbetrag dem australischen Offizier vor die Füße, dreht sich auf der Ferse um und verschwindet im schattigen Urwald, keiner folgt ihm nach.

Kapitän Slütter, der in diesen unübersichtlichen, merkwürdigen Tagen mit der Jeddah vor Samoa kreuzt, meldet sich beim Kapitän der SMS Cormoran, die ebenfalls in den warmen Gewässern des Südpazifiks abwartet; es fehlt an Kohle, kein Hafen ist mehr sicher anzulaufen, aber auf See können sie auch nicht bleiben, sie sind *sitting ducks*, wie der Angelsachse sagt. Die Besatzung der Cormoran hofft auf das baldige Eintreffen des großen deutschen Schlachtschiffes Scharnhorst, einstweilen wird Slütter, der sich und sein Schiff zur Verfügung gestellt hat, befohlen, einen unbewaffneten französischen Kohlefrachter zu kapern, die Ladung sicherzustellen und den Franzmann zu versenken.

Und so wird die alte Jeddah zum Kriegsschiff. Man erlaubt ihr zwar nicht, die Farben der Kaiserlichen Marine zu hissen, aber Apirana, Slütter und November schaffen es tatsächlich, den Kohlefrachter zum Kentern zu bringen, indem sie am Bug der Jeddah eine Höllenmaschine befestigen, auf Kollisionskurs gehen und sich rechtzeitig mit dem winzigen Rettungsboot in Sicherheit bringen. Die schwarze Rauchsäule ist meilenweit zu sehen. So dümpeln sie rudern dahin, zum verabredeten Treffpunkt mit der Cormoran, die nie erscheint. An ihrer Statt, es ist kaum auszuhalten, tauchen zwei australische Kriegsschiffe auf, man nimmt Slütter gefangen und landet auf einem namen-

losen Eiland, um Wasser aufzunehmen. Slütter wird der Piraterie angeklagt, an eine Palme gestellt und erschossen. Er geht gefaßt, aber unrasiert, lehnt die Augenbinde ab, ein ebenfalls gefangener deutscher Seemann leiht ihm seine Uniformjacke, damit Slütter nicht in Zivil sterben muß. Als die Kugeln ihn durchdringen, erinnert er sich weder an Pandora, noch sieht er die auf ihn zielenden Soldaten, sondern lediglich den feierlichen und erschütternd unerbittlichen, tiefblauen Ozean. Man verteilt Zigaretten an das Erschießungskommando. Der Matrose bekommt die Jacke nach Vollstreckung des Urteils zurück und trägt sie mit erhobenem Haupt, die vier Löcher in Höhe des Herzens wird er niemals zunähen.

Apirana, der den Soldaten durch eine List entkommt, meldet sich, nach langen Irrfahrten, die ihn über den unerschöpflich weiten **Quilt** des Pazifiks, dem Sternfeld seiner Ahnen, segeln lassen und ihm die Flausen der Weißen gehörig aus der Seele pusten, aus einer Laune bei der Neuseeländischen Kriegsmarine. November, der ihn begleitet hatte, wird bei einem Orkan über Bord gefegt. Er sinkt mit offenen Augen kilometerweit hinab in den ruhigen nachtblauen Kosmos der See. Viele Jahrzehnte später wird Apirana der erste Maori im Neuseeländischen Parlament sein, er stirbt Mitte des **Jahrhunderts**, allerorten geehrt und im Zustand einer über die **aller-**

meisten Zweifel erhabenen Würde, als Sir Apirana Turupa Ngata.

Die beiden Gauner Govindarajan und Mittenzwey werden, nachdem sie sich eine ganze Weile äußerst ertragreich im Falschspiel um den Pazifik herum gemogelt haben, auf Samoa verhaftet und mit einem Gefangenentransport in Ketten Richtung Australien verschifft, dieser wird unterwegs von einem deutschen Kreuzer torpediert und versinkt mit Mann und Maus in den Fluten des Stillen Ozeans.

Albert Hahl kehrt zurück in ein winterliches, verstummtes, vom Krieg nicht mehr ganz so euphorisiertes Berlin und schreibt dort zehn Jahre lang — seinen mit Aperçus, diversen Entdeckungen, philosophischen Betrachtungen und Erfindungen gefüllten Zettelkasten als probate Referenz verwendend — an seinen Memoiren, die in Ermangelung eines interessierten Verlages unveröffentlicht bleiben. Der von Hahl envisionierte Hubschrauber schließlich, den er einst in einem lichten, blumenbesmückten Kaiserreich am Meer erträumt, als er den Schwebeflug des Kolibris beobachtet, wird erst viel später, im nächsten Kriege entwickelt werden, so wie die meisten fabelhaften Erfindungen der Menschheit Produkte ihrer Fehden sind. Vom Reichskolonialamt mit einer halbherzigen Apapage bedacht, widmet er sich zusehends dem Privatgelehrtentum. Die Politik verdrießt ihn, er schreibt

die langen Briefe eines alternden Mannes, der nicht mehr im Mittelpunkt steht. Auch der Philosoph Edmund Husserl erhält Post von Albert Hahl, eine dicht beschriebene, achtzigseitige Epistel, in der ausgeführt wird, wir Menschen würden in einer Art hochkomplexem Kinofilm oder Theaterstück leben, aber nichts davon ahnen, da die Illusion vom Regisseur so perfekt inszeniert sei. Die Schrift wird von Husserl halb überflogen, als kindisch abgetan und nicht mit einer Antwort beehrt. Hahl schließt sich nun — seine Haare sind längst ergraut, als der Sonnenkreuzler des Deutschen Volkes zur viehischen Unerträglichkeit wird — mit der Ehefrau Wilhelm Solfs, des einstigen Gouverneurs von Deutsch Samoa, und anderen zu einer Widerstandsgruppe zusammen, deren bestialisches Ende am mit Klavierdraht versehenen Galgen des Imperiums Hahl nicht mehr erleben wird.

Emma Forsayth-Lützow stirbt in Monte Carlo am Spieltisch des dortigen Casinos, nachdem sie ihren letzten Zehntausend-Francis-Jeton auf die Farbe Rot gesetzt hat. Es erscheint die schwarze 35. Sie sackt wortlos im Stuhl zusammen, zwei behandschuhte Casinoangestellte beeilen sich, ihr Luft zuzufächeln, ein Dritter bringt ein Glas Cognac, das in der Aufregung verschüttet wird und auf dem flaschengrünen Fries des Spieltisches einen dunklen Fleck hinterläßt, der anderntags nichts mehr zu sehen sein wird. Die

Société des bains de mer de Monaco errichtet ihr einen Grabstein, auf dem *Emma, Reine des Mers du Sud* zu lesen ist. Heute ist die Inschrift verwittert, aber durchaus noch zu entziffern.

XV

Und unser mehr als verwirrter Freund, unser Sorgenkind? Tatsächlich taucht er noch einmal auf; kurz nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges entdecken amerikanische Marineeinheiten in den Solomoneninseln, auf dem durch die Kämpfe verwüsteten Eiland Kolombangara, unweit der abgeflachten Spitze eines rauchenden Vulkans, einen in einer Erdhöhle lebenden, uralten weißen Mann, dem beide Daumen fehlen. Er scheint sich ausschließlich von Nüssen, Gräsern und Käfern ernährt zu haben. Eine junge Ärztin der U. S. Navy untersucht den zum Skelett abgemagerten, dennoch sonderbar kräftigen Alten und stellt mit großer Verwunderung fest, daß er jahrzehntelang an einer multibazillären Form der Lepra gelitten habe, diese aber wie durch ein Wunder völlig verheilt sei.

Der bärtige, langhaarige Greis wird auf eine unübersichtlich große Militärbasis auf der den Japanern abgerungenen Insel Guadalcanal verbracht und herum-

geführt. Er sieht staunend allerorten sympathische schwarze GIs, deren Zähne, im Gegensatz zu seinem eigenen, ruinös verfaulten Trümmerhaufen eines Gebisses, mit einer unwirklichen Leuchtkraft strahlen; alle erscheinen so außergewöhnlich sauber, gescheitelt und gebügelt; man gibt ihm aus einer hübschen, sich in der Mitte leicht verjüngenden Glasflasche eine dunkelbraune, zuckrige, überaus wohlschmeckende Flüssigkeit zu trinken; emsige Kampfflugzeuge setzen im Minutentakt auf Landebahnen auf und starten wieder (es lächeln die Piloten, winkend, aus den im Sonnenlicht strahlenden Glaskanzeln); ein Offizier hält sich mit verzückt lauschendem Ausdruck eine kleine perforierte Metallschachtel ans Ohr, aus deren Innerem enigmatische, stark rhythmische, doch überhaupt nicht unangenehm klingende Musik dringt; man kämmt ihm Haare und Bart; zieht ihm ein makellos weißes, baumwollenes, kragenloses Leibchen über den Kopf; schenkt ihm eine Armbanduhr; schlägt ihm aufmunternd auf den Rücken; dies ist nun das Imperium; man serviert ihm ein mit quietschbunten Soßen bestrichenes Würstchen, welches in einem daunenkissenweichen, länglichen Brotbett liegt, infolgedessen Engelhardt zum ersten Mal seit weit über einem halben Jahrhundert ein Stück tierisches Fleisch zu sich nimmt; ein anderer Soldat, der deutschstämmige (schon seine Eltern waren ihrer Herkunftssprache nicht mehr mächtig — sie ist im E Pluri-

bus Unum assimiliert worden) Leutnant Kinnboot, der sich hemdsärmelig und überaus freundlich anschickt, ihm für eine Zeitung gleich Dutzende von Fragen zu stellen, kommt aus dem eifrigen Staunen nicht mehr heraus, da Engelhardt sich nun der über die Jahrzehnte etwas rostig gewordenen englischen Sprache entsinnt und zu erzählen beginnt, erst stockend, dann zunehmend munter, von der Zeit vor dem Weltkrieg, nein, nicht diesem gerade glücklich beendeten, sondern noch von jenem davor. Und Kinnboot, hochgradig gefesselt, eine Zigarette an der anderen anzündend, vergißt, dem bärtigen Greis eine anzubieten, kann sich nur noch am Rande des schon längst vollgeschriebenen Stenoblocks Notizen machen, schüttelt immer wieder ungläubig lächelnd den Kopf und behauptet: *sweet bejesus, that's one heck of a story und: just wait 'til Hollywood gets wind of this und: you, sir, will be in pictures.*

Und tatsächlich wird einige Jahre später vor Publikum, Engelhardt ist nun schon von uns gegangen, getragene, monumentale Musik orchestral aufbränden, der Regisseur ist bei der Premiere in erster Reihe anwesend, er sitzt also da, beißt am Sichelmond des Fingernagels seines kleinen Fingers, zerkaut die scharfen Hornpartikel, es rattert der Projektor, nein, es flirren Hunderte Projektoren und werfen ihre von wild tanzenden Staubpartikeln begleiteten Lichtnadeln auf Hunderte Leinwände, in Cincinnati, Los Angeles,

Chicago, Miami, San Francisco, Boston, auf denen sich ein weißes Dampfpostschiff unter langen weißen Wolken durch einen endlosen Ozean begibt. Die Kamera fährt nah heran, ein Tuten, die Schiffsglocke läutet zu Mittag, und ein dunkelhäutiger Statist (der im Film nicht wieder auftaucht) schreitet sanftfüßig und leise das Oberdeck ab, um jene Passagiere mit behutsamem Schulterdruck aufzuwecken, die gleich nach dem üppigen Frühstück wieder eingeschlafen waren.

Besonderen Dank an Frauke. Und an Rafael Horzon, Tulku Ngawang Gyatso Rinpoche, Dr. Sven Mönter (Universität Auckland) und Prof. Dr. Hermann Joseph Hiery (Universität Bayreuth).

Die Arbeit an diesem Roman wurde freundlicherweise von der schweizerischen Stiftung Pro Helvetia unterstützt.